[illegible]

Von

[illegible]


Cres
Cat Sci
entia
Vita
Exco-
latur

Von ewigen Dingen

Von ewigen Dingen

Betrachtungen

von

Th. Haering d. Ae.

Professor an der Universität
in Tübingen

1923

Verlag von Strecker und Schröder in Stuttgart

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

Vorwort

Stücke dieser Betrachtungen sind im „Schwäbischen Bund" und in „Oberdeutschland" 1921 und 1922 erschienen. Ihren Zweck bezeichnet der Untertitel. Sie möchten gerne Mitsuchern nach religiöser Gewißheit und Wahrheit dienen, indem sie Besorgnisse wegen fremder Urteile zerstreuen, die sich als Vorurteile erweisen dürften, und zu eigenem Urteil auf Grund eigenen Erlebens Mut machen. Jenes Zweckes wegen habe ich mich um möglichst einfachen Ausdruck und Vermeidung der „Schulsprache" bemüht. Der die vier Stücke einende Grundgedanke ist: „Glauben" kann man nur an eine überweltliche Wirklichkeit, die in dieser Welt sich offenbart; „das Buch" ist das wichtigste Zeugnis solcher Offenbarung; sein alles beherrschender Mittelpunkt ist „Er"; wie „Wir" uns dazu stellen, ist die entscheidende Frage.

Tübingen, im September 1922.

Th. Haering

Inhalt

„Glauben“

Es ist ein heiteres und doch ernsthaftes Spiel, sich an der Hand irgendeines deutschen Wörterbuchs die mancherlei Bedeutungen des Wortes Glauben zu vergegenwärtigen. Leicht lassen sich überall Beispiele aus unseren Klassikern wie aus der Umgangssprache des Tages auffinden. Geht man ins Einzelne und Feinere, so gerät man ins fast Unentwirrbare. Nur ein paar Beispiele! „Ist er zufrieden? Ich glaube nicht" (vermute nicht). Ebenfalls aus Tasso: „als er sein Zimmer erbrochen glaubte" (wähnte). In den Räubern: „ein Dokument, das den Zweifel selbst glaubig machen mußte" (wobei auch beachtenswert, daß man im Süden noch zu Schillers Zeit „glaubig" sagte, während schon Luther „gläubig" schreibt). „Der Lügner hofft vergeblich Treu und Glauben" (Vertrauen) (Goethe). „Wie die Danaer auf Treu und Glauben halten" (Schiller). „Die Teile der Verfassung stehen alle gleich fest, und das Rütteln an einem schadet der Festigkeit und dem Glauben aller andern" (Bismarck). Dann die weite Welt des religiösen Glaubens! Bekannt ist Lichtenbergs Wort von der Aufklärung, die so groß werde, daß wir „nicht mehr an Gott, aber an Gespenster glauben". Oder Lessings „So glaube jeder sicher seinen echten Ring". „Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab" (Schiller). Im religiösen Glauben selbst welcher Unterschied zwischen dem „Glauben, den man hersagen" kann, und dem, „der ein solcher Mut im Herzen" ist, „da man sich zu Gott alles Guts versiehet" (beides bei Luther).

Nur vom Glauben auf dem Gebiet der Frömmigkeit sei im folgenden die Rede, auch das mit Beschränkung auf ein paar für das wirkliche Leben wichtige Punkte. Zuerst machen wir Front gegen den weitverbreiteten, oft über sich selbst unklaren, aber desto gefährlicheren Wahn, es sei der religiöse Glaube, weil kein zwingendes Wissen, überhaupt etwas Verdächtiges, nicht Existenzberechtigtes, schließlich Illusorisches: als ob nicht außerdem genug dem zwingenden Beweis Unzugängliches in jedes ganzen Menschen Erleben vorhanden wäre. Sodann aber, weil die Gegenwart dieser Erkenntnis wieder zugänglicher ist, soll auf eine andere Gefahr hingewiesen werden: nämlich man läßt zwar auch den religiösen Glauben gelten, aber nur im Sinn einer geschichtslosen „Mystik", die, in sich selbst ohne Halt, zuletzt jenen Zweifel an dem Recht alles religiösen Glaubens nicht bannen kann.

„Glauben und Wissen" gehen als ein Brüderpaar von Begriffen durch die Geistesgeschichte der Menschheit, in allen denkbaren Verhältnissen, in denen Brüder zueinander stehen können. Bald suchen sie sich, bald fliehen sie einander, erscheinen bald völlig eins, bald ganz getrennt, aber bleiben aufeinander angewiesen und können doch, scheint es, zu keinem „ewigen Vertrag" kommen. Mit jedem Geschlecht erneut sich Kampf und Friede, jedes vererbt beides, jedes trägt die Last des Vergangenen und durchlebt sie in neuer Weise,

mit wechselndem Ernst, doch nie ohne das geheime Bewußtsein, daß es ihn recht ernst nehmen sollte.

Aber so unendlich verschieden in der Geschichte der Menschheit und des einzelnen Menschen das Verhältnis von Glauben und Wissen bestimmt wird, eines scheint doch Unzähligen wie selbstverständlich. Wir können es an Kants Worten deutlich machen, wenn wir sie nach ihrem nächsten Eindruck verstehen: „Meinen, Glauben, Wissen sind die drei Stufen des Fürwahrhaltens.“ Der Glaube steht über dem Meinen, aber unter dem Wissen. Man mag das englisch rücksichtslos ausdrücken mit Locke: „Glaube ist Zustimmung zu unbewiesenen Sätzen“, oder fein abwägend mit dem deutschen Philosophen: „Fürwahrhalten aus subjektiven Gründen“. Der Erfolg ist im Urteil der meisten derselbe. Der „gesunde Menschenverstand“ hört immer nur eines heraus: weniger sicher. Und er kann sich scheinbar auf Zeugnisse „der Gläubigen“ selbst berufen, wenn etwa ein berühmter Kirchenlehrer sagt: „Der Glaube ist die Vorausnahme des Wissens“ oder „Das Glauben steht über dem Meinen und unter dem Wissen“. Das ist freilich anders gemeint als in jenem Lockewort; nämlich so, daß über dem Glauben das „Schauen“ in einer andern, der unsichtbaren Welt stehe, daß der Glaube darin befreit sei von allem Kampf, eben auch mit dem Wissen, wobei allerdings noch die genaue Untersuchung der Willenskraft fehlte, die für uns Heutige eine Grundaufgabe aller Philosophie geworden

ist. Aber, wie gesagt, im „allgemeinen Bewußtsein“ bleibt es bei jenem Verdacht: der religiöse Glaube sei etwas Unsicheres.

Lassen wir für jetzt alles beiseite, was diesen „gesunden Menschenverstand“ in seiner Sicherheit erschüttern kann, wenn er sich auf die Rechtsgründe des von ihm so hochgepriesenen Wissens im Gegensatz zum Glauben zu besinnen anfängt. Lassen wir Zeugnisse wie das Schellingsche „alle Wissenschaft besteht nur im Glauben“ (an die Wahrheit) beiseite, oder das des Naturforschers Fechner „alles Höchste, Letzte, Tiefste ist Glaubenssache“; erinnern wir auch kaum daran, daß selbst der Skeptiker ohne Glauben an seine Skepsis nicht bestehen kann, da sie ja nach seinen eigenen Voraussetzungen sich unmöglich beweisen läßt. Begnügen wir uns mit einer ganz einfachen Überlegung. Also das ist der Anstoß am Glauben: er erkenne als wahr an, was man nicht in allgemeingültiger Weise begründen kann; sagen wir für den Hausbrauch, zu dessen Anerkennung man nicht jeden Gesundsinnigen zwingen kann. Dieser Anstoß wäre offenbar beseitigt, wenn man jeden Gesundsinnigen zu der Anerkennung zwingen könnte, daß er selbst etwas anerkennt, was man nicht jedem Gesundsinnigen beweisen kann. So ist es aber in der Tat. Es handelt sich hiebei nicht um eine ferne Möglichkeit, sondern um eine unleugbare Wirklichkeit; wir übersehen sie nur eben leicht, gerade weil sie es ist. Was ist diese Wirklichkeit? Wir

alle, wie wir in einer Welt des Beweisbaren leben, so leben wir zugleich in einer Welt des Unbeweisbaren, mögen wir religiös gläubig oder ungläubig sein. Das ist die Welt des Fühlens und Wollens, unseres Gemüts, in der unser Vertrauen, unsere Liebe zueinander seine Heimat hat, in der es selbstverständlich auch ein Erkennen gibt, aber ein Erkennen und Verstehen, das gar nicht vorhanden ist ohne die Betätigung unseres wollenden und fühlenden Geistes. Zwar kann man diesen Sachverhalt sich verschleiern und behaupten, auch unser Vertrauen zueinander sei eine Wahrscheinlichkeitsrechnung, man „vertraue" eben auf Grund gewisser Eindrücke solange, bis man durch andere Eindrücke vom Gegenteil sich überzeuge; und folgerichtig hat man deshalb die lebenslängliche Ehe als einen Widerspruch in sich selbst bezeichnet. Aber völligen Ernst macht doch im Grunde niemand mit dieser Verneinung des Vertrauens. Auch der radikalste Verstandesmensch empfindet es als Beleidigung, wenn man ihm sein Bürgerrecht in jener Welt des Gemüts gänzlich abspricht. Nur macht er sich nicht klar, daß er sich damit auf einem Boden bewegt, auf dem es keinen Sinn hat, von zwingendem Wissen zu reden. Möchte doch einmal jemand das Wesen der Freundschaft, ihren schöpferischen Anfang, ihr Reifen zur Vollendung beschreiben, ohne daß er diese Eigenart des persönlichen Lebens anerkennt! Ein aussichtsloses Unternehmen gerade so gut im Blick auf den Freund-

schaftsbund zwischen Goethe und Schiller wie auf den der Unbekannten, Kleinen.

Nun, in diese Welt des persönlichen Erlebens gehört auch der religiöse Glaube. Dann aber ist auch er, ist das religiöse Erleben nicht mehr etwas mit Mißtrauen zu Betrachtendes, weil es für das zwingende Wissen unzugänglich sei. Beweisbar im Sinne des zwingenden Wissens ist das persönliche Erleben überhaupt nicht, nie und nirgends; in allen menschlichen Verhältnissen des Vertrauens, der Freundschaft, der Liebe so wenig als im Verhältnis zu Gott. Was dem Glauben im Unterschied vom Wissen zukommt, „ist nicht ein geringerer Grad von Gewißheit, sondern eine andere Art von Gewißheit", hat Schleiermacher bündig und treffend gesagt. Und im letzten Grund ist das auch die Überzeugung Kants. Sein berühmtes Wort, daß er „das Wissen habe aufheben" (das heißt in seiner innern Begrenztheit aufzeigen) wollen, „um dem Glauben Raum zu machen", hätte keinen Sinn, wenn er nicht dem Glauben eine Gewißheit, eben die von anderer Art, hätte zuschreiben wollen; und der oben angeführte Satz, „Glauben sei Fürwahrhalten aus subjektiven Gründen", hat nicht den Sinn, daß er etwas Unberechtigtes sei, sondern nur, daß er nicht etwas jedem Gesundsinnigen Demonstrierbares, nicht eine Sache des zwingenden Wissens sei. Aber allerdings hat Kant das Wesen des religiösen Erlebnisses nicht in seiner Tiefe erfaßt, wenn

er den Gottesglauben nur als Postulat des sittlichen Bewußtseins anerkannte.

Zweifellos hat die bisher besprochene Einsicht in der Gegenwart sich wieder größerer Verbreitung und höherer Wertschätzung zu erfreuen. Der Zusammenbruch unserer im wesentlichen intellektualistisch begründeten und gerichteten Kultur hat den Sinn geweckt für die Tiefen des Gefühls- und Willenslebens. Das Wort „irrational“, lange Zeit ein Scheltwort, wird zum Lieblings- und fast Zauberwort. Diese Stimmung ist in weiten Kreisen der lange verachteten Religion zugute gekommen. „Das Transzendente“, verlacht oder an den äußersten Horizont menschlichen Denkens zurückgedrängt, erscheint nahe und greifbar. Das „Weh dem, der keine Heimat hat“ (Nietzsche) ist für viele in raschestem Wechsel zu dem Bekenntnis geworden: „Gott ist das, ohne was man nicht leben kann“ (Tolstoi). Ja die ältere Generation hat oft wenig Verständnis dafür, wie sehr die nachdrängende Jugend im unmittelbaren Empfinden des furchtbaren Zusammenbruchs bereit ist, in die Abgründe des „Geheimnisses“ allzuschnell sich zu versenken.

Aber es ist, wie schon manchmal bei einer Weltenwende, „als wenn die Berge sich auftun; zwischen den Zauberschlangen, Golddrachen und Kristalladern des menschlichen Gemüts, die ans Licht steigen, fahren alle häßlichen Tazzelwürmer und das Heer der Ratten und

Mäuse hervor". Was alles wird jetzt als Religiosität und Religion, als „unerhörte Erfüllung aller Lebenssehnsüchte" angeboten und abgenommen! Doch auch, wo man Glaube und Aberglaube zu unterscheiden weiß, droht der augenblicklichen Wendung zum „Glauben" eine ernste Gefahr, und nicht alles, was die vielversprochene „religiöse Welle" der Gegenwart nach oben trägt, ist probehaltig. Religion, Glauben, so heißt es in allerlei Wendungen, wie sie der moderne Mensch brauche und allein gelten lassen könne, sei das Einswerden mit dem Alleinen in den Tiefen der Menschenseele, zeitlos, geschichtslos, „mystisch".

Freilich ist es nicht ratsam, Schlagworte wie „mystische Frömmigkeit" ohne Erläuterung zu brauchen. Gerade dieses Schlagwort deckt heute die allerverschiedensten Dinge. Es ist ein ungeheurer Unterschied zwischen den Mystikern des Mittelalters und vielen ihrer Verehrer in der Moderne, manchmal ein um so größerer, je lauter diese sich auf jene als ihre Kronzeugen berufen. Was würde ein Meister Ekkehardt dazu sagen, wenn mit völliger Verleugnung des religiösen Grundgefühls der Ehrfurcht, der Mensch zu seinem Gott sagt: „ich liebe dich wie einen lieben Sohn", oder „ich bete . . . zu wem? zu mir", wenn die Erlösung des Menschen durch Gott eine „Erlösung Gottes durch die Menschheit" wird? Und wie seltsam ist das heilige Schweigen wahrer Mystik manchmal in ein geschwätziges Reden und unverständ-

liches Raunen verkehrt worden! Wenn solches Gebaren Religion genannt wird, wendet sich mancher Aufrichtige, angewidert in seinem Wahrheitsgefühl, viel lieber zu der Botschaft vom „Übermenschen“ mit seinem „Gott ist tot“. Aber unleugbar kann auch viel echtes Gottverlangen sich in dem Worte „Mystik“ aussprechen. Und wenn man ernstlich bemüht ist, das Allzupassive, das gerade bei ihren klassischen Vertretern sich findet, auszuscheiden, wenn etwa sogar der Begriff „Tatmystik“ gebildet wird, so hat gerade das Christentum volles Verständnis dafür. Nur wird sich fragen, wie weit solche Versuche zur Klarheit und Gewißheit führen. Aber hier in unserem Zusammenhang handelt es sich nur um eine ganz bestimmte Frage.

Wenn „mystisch“ nur heißen soll „unmittelbar“, so ist jede wahre Frömmigkeit mystisch. Denn der Fromme ist überzeugt, mit „Gott“ Gemeinschaft zu haben, ihn zu „erleben“, nicht nur irgendwelche Gedanken über Gott zu haben; und was ist „unmittelbarer“ als das „Erleben“? Aber das ist die Frage, ob in „unmittelbar“ ein Gegensatz liegt zu den in der Geschichte erkennbaren Offenbarungen Gottes und den großen Gemeinschaften, die daraus erwachsen. Dann wird jenes unmittelbare Gotterleben in sich selbst haltlos und bleibt für andere unwirksam, denn es ist in sich unbestimmt in seinem Gehalt und unsicher in seinem Grund. Das mag ein naheliegendes Beispiel erläutern. Im Weltkrieg war es unser Verhängnis, daß uns die politische Führung fehlte,

die Glauben an sich selbst hatte, das heißt aber in weltgeschichtlichen Augenblicken, Glauben an ihre Bestimmung und Berufung, ein notwendiges Ziel erreichen zu sollen. Goethe würde sagen, es fehlte „das Dämonische"; Luther sagte einmal: „Ich möchte nicht Führer sein ohne Glauben." Solchen Glauben, der zuletzt immer Glaube an den Gott der Geschichte ist, hatte Bismarck. Das muß auch sein politischer Gegner anerkennen. Was von den Großen gilt, gilt vollends für die Kleinen. So gewiß Glaube ein allerpersönlichstes Erleben ist — davon war genug die Rede —, so gewiß fehlt ihm der deutliche Inhalt und der feste Grund, wenn dieses Erleben nicht als ein in Gott begründetes von dem Glaubenden erfahren werden kann, das heißt aber notwendig als ein Ergreifen des ihn ergreifenden Gottes. Und zwar eben nicht nur des im Innern jedes Menschen sich offenbarenden, ihn ergreifenden Gottes — wie wollte er sonst sein subjektives Erleben von dessen objektivem Grund unterscheiden? —, sondern des ihm unabhängig vom Subjekt, wenn auch gewiß für das Subjekt, sich kundtuenden Gottes. Abermals genauer, wenigstens in jeder höheren Religion, des ihm in der Geschichte sich wirksam erweisenden Gottes. Denn das an Gott, worüber der religiöse Mensch am sehnsüchtigsten Gewißheit erstrebt, wenn ihm erst einmal der Wert des Guten aufgegangen ist, Gottes Heiligkeit und Liebe, kann keine Herrlichkeit der Natur offenbaren; das vermag nur persönliches

Leben in menschlicher Geschichte, nach dem tiefsinnigen Wort: „Nur Persönliches kann Persönliches heilen“ (Schelling). Also, gewiß ist religiöses Erleben ein „unmittelbares“ Erleben Gottes; aber sein Zustandekommen schließt geschichtliche Vermittlungen keineswegs aus.

Es ist der Hunger nach Wirklichkeit, nach einem wirksamen Sicherweisen Gottes, was den Unterschied ausmacht zwischen dem, was die großen geschichtlichen Religionen und was die nur mystische, geschichtslose Frömmigkeit „Glauben“ nennen. Das katholische Christentum stillt diesen Hunger durch die Größe der rechtlich verfaßten Kirche. Sie ist das ungeheure Objektive, was allem subjektiven Erleben seinen Halt gibt; sie, die Kirche, als die Garantin einer unfehlbaren Wahrheit, als Spenderin der heilschaffenden Sakramente, als Regentin des Einzel- und Völkerlebens. Wer jenen Hunger nicht kennt, unterschätzt notwendig die Kraft des Katholizismus und steht verwundert vor der Tatsache, wie oft die mystische Frömmigkeit, an ihrer Eigenkraft verzweifelnd, zu ihm flüchtet, und wie namentlich die vielverschlungenen Wege feinfühlender Dichter und Künstler in diesen Ruheport münden; ihre Mystik mit allen unaussprechlichen Wonnen und Schauern des Geheimnisses wird ihnen nicht genommen, aber Befreiung von ihrer Unsicherheit verheißen. Anders der Protestantismus. Ihm ist Glaube nicht Unterwerfung unter die Autorität dieser Kirche, vielmehr ein persönliches Erleben des Wert-

vollsten im Vertrauen, aber ein Erleben auch nicht nur aus sich selbst und in sich selbst, sondern ein Sichhingeben an den sich offenbarenden Gott, ein Vertrauen auf sein ihn ergreifendes Nahekommen. In diesem Sinn hat Luther den Glauben an „das Wort" gebunden; und wenn wir dieses „Wort" nicht gleichsetzen mit der „Heiligen Schrift", so ist es für uns nur um so deutlicher, wie für ihn gerade in seinem ursprünglichen Erleben das „teure Evangelium" von der in Jesus sich offenbarenden Gnade Gottes die Größe ist, die allein unser Vertrauen weckt, trägt und vollendet, der Felsgrund, der unsern dem Schwanken alles Irdischen unterworfenen Glauben trägt. Diese Schwankungen brauchen wir uns nicht zu verhehlen, denn wir verstehen ihre innere Notwendigkeit. Erinnern wir uns an das früher gebrauchte Bild aus unser aller Erleben in den höchsten Beziehungen menschlicher Gemeinschaft. Können wir Freundschaft denken, die nur aus der Sehnsucht entstünde, ohne Entgegenkommen des Freundes, ohne Offenbarung seiner innersten Gesinnung? Aber nie hat diese Selbstoffenbarung des andern nötigenden, zur Freundschaft zwingenden Charakter, nach der Art des zwingenden Wissens. Es bleibt unsere Tat, im Vertrauen darauf einzugehen, den Willen des Freundes zu bejahen, uns hinzugeben, wenn er uns ergreifen will. Sonst könnte nicht von Freundschaft die Rede sein. So ist Glaube an Gott niemals das Erzeugnis unseres Verlangens,

sondern Tat des uns ergreifenden Gottes. Aber das Vertrauen auf diese seine Tat ist unsere Tat. Sonst wäre Vertrauen nicht Vertrauen. Von zwingender Kraft kann Gottes Offenbarung nicht sein, sonst würde sie nicht Vertrauen wecken können, sondern unser Glaube wäre ein berechenbarer, dem zwingenden Erkennen zugänglicher Vorgang; das Zarteste, was es im Heiligtum des persönlichen Erlebens gibt, würde ein Ding der Natur. Diese Wahrheit muß uns auf dem ganzen Weg, den wir gehen wollen, begleiten.

Es wäre eine lohnende Aufgabe, das Ausgeführte mit Zeugnissen der ganz Großen, die ihr frommes Erleben, ihren Glauben deuten, zu illustrieren. Das ist hier nicht mehr möglich. Nur noch ein paar Lutherworte! „Ja der Glaube ist ein göttlich Werk im Geist, eine Freiheit des Gewissens und der Seele; er ist ein freies Werk, dazu man niemand zwingen kann... Der rechte Glaube ist ein überschwenglicher Schatz; denn er bringt mit sich alle Seligkeit und nimmt weg alle Übel... Er ist ein ganz mit Gott eins sein... Glaubst du, so hast du...., wenn wir seinem Wort trauen, darin er zu uns kommt, damit wir zu ihm kommen." Und beim Betreten des schwankenden Nachens an der angeschwollenen Elbe, als Melanchthon zagend abwehrt, weil die Gestirne ihnen zuwider seien, antwortet Luther — es war auf seiner letzten Reise —: Domini sumus; wir sind des Herrn, darum sind wir auch Herren, auch Herren über die Sterne.

Von der Vieldeutigkeit des Wortes „Glauben" gingen wir aus. Wir kehren zu der Betrachtung zurück, wie unerschöpflich unser deutsches Wörterbuch gerade in bezug auf den „Glauben" ist, indem wir uns von ihm zum Schluß erinnern lassen, daß die Wurzel des Wortes „Glauben" dieselbe ist wie in den Worten „Erlauben", „Lieben", „Loben", mit der Grundbedeutung des „Willigseins": eine feine Aufforderung, in das wahre Wesen des viel verleumdeten „Glaubens" uns zu vertiefen.

„Das Buch“

Über die Zeitfrage sprach man: ob und wie in der „Schule der Zukunft“ Religionsunterricht Recht und Raum haben solle. Es war kein ganz gewöhnlicher Kreis, in dem darüber verhandelt wurde; jedenfalls Leute, die sich alle zu den „Gebildeten“ zählten. Übergehen wir, was sie im allgemeinen für das Ja und für das Nein in Beantwortung jener Frage geltend machten. Die Mehrheit schien für das Ja, aus oft erörterten Gründen. Über das Wie? aber konnte man sich nicht einigen; doch machte sich je länger je mehr eine unfreundliche Stimmung gegen „die endlos und zum Überdruß oft gehörten“ Erzählungen aus dem Alten Testament bemerkbar. Da holte der Hausherr von seinem Bücherbrett ein zerlesenes Bändchen. „Vielleicht möchte jemand fragen, warum ich diese allgemein bekannten Geschichten (eben jene des Alten Testaments) hier abermals umständlich vortrage. Diesem dürfte zur Antwort dienen, daß ich auf keine andere Weise darzustellen wüßte, wie ich, bei meinem zerstreuten Leben, bei meinem zerstückelten Lernen, dennoch meinen Geist, meine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelte; weil ich auf keine andere Weise den Frieden zu schildern vermöchte, der mich umgab, wenn es auch draußen noch so wild und wunderlich herging. Wenn eine stets geschäftige Einbildungskraft mich bald da-, bald dorthin führte, wenn das Gemisch von Fabel und Geschichte, Mythologie und Religion mich zu verwirren drohte, so flüchtete ich gern nach jenen

morgenländischen Gegenden, ich versenkte mich in die ersten Bücher Mosis und fand mich dort unter den ausgebreiteten Hirtenstämmen zugleich in der größten Einsamkeit und in der größten Gesellschaft." Der Vorleser dieser Worte entschuldigte sich, daß er den „verehrten Anwesenden" Goethes „allbekannte Worte" „in Erinnerung rufe". Doch eine gewisse Verlegenheit der Gesellschaft über diese Äußerung des Vertrauens ließ bald das besprochene Thema verlassen.

Auch hier soll keineswegs die pädagogische Seite des großen Problems weiter erörtert werden: welcher Ersatz sich denn biete, wenn die Grundlagen aller religiösen Kultur, Ehrfurcht und Gottvertrauen, von jenen unvergänglichen Gestalten losgelöst würden, von „Abrahams Religion so einfach wie sein Hirtenzelt" und so tief wie der Sternenhimmel darüber. Um eine viel allgemeinere Anwendung der obigen Worte handelt es sich. In der Zerstreuung, Zerstückelung, Verwirrung unseres heutigen Lebens und Leidens möchten sie einladen zur Sammlung, zur Klarheit, zur Einheit des geistigen Lebens, zumal seiner innersten Provinz, des religiösen Lebens. Und es wäre wohl eine Versuchung, jenes innige Bekenntnis unseres Dichters zu ergänzen durch andere nicht seltene Worte über „das" Buch. „Ich für meine Person halte die Bibel lieb und wert; denn fast ihr allein verdankte ich meine sittliche Bildung." „Das Buch

bleibt, was es ist, und wird nicht dazu, wozu es dieser oder jener machen möchte." Unnötig ist es auch, auszuführen, wie furchtbar groß jene „Zerstreuung, Verwirrung, Zerstückelung" unseres geistigen Lebens ist, wie wir uns in weitesten Kreisen nicht mehr verstehen, einander fremde Sprachen sprechen, weil es uns an einer gemeinsamen Überzeugung fehlt, an einem tiefsten Verständnis in den letzten Fragen. Darüber klagen ja laut genug auch solche, die noch vor wenig Jahren das hohe Lied von der unendlich fortschreitenden Kultur mit den vollsten Tönen sangen.

Aber ist es denn ehrlicherweise möglich, jenes alte Buch als den Quell der Verjüngung, jener tief vermißten und doch unentbehrlichen „Verinnerlichung", „Klärung", „Vereinheitlichung", „Heilung" zu preisen? Zunächst sei auf einen Grund hingewiesen, der es uns erleichtern könnte und sollte, diesem Quell der Verjüngung, dem für Unzählige verschütteten, mit Vertrauen zu nahen. Das ist die Anspruchslosigkeit, mit der uns Heutigen die Bibel entgegentritt. Das war nicht immer so. Eine bis ins einzelne ausgebildete, in ihrer Art bewundernswürdige Lehre von der völligen Irrtumslosigkeit der Heiligen Schrift und, als Voraussetzung dafür, von der völligen Einzigartigkeit ihres Ursprungs als eines Diktats des Heiligen Geistes, war über sie gebreitet. Aber diese heiligen Gewänder ver-

deckten für viele den lebendigen Pulsschlag, der über der Quelle erbaute herrliche Tempel hinderte daran, das wirkliche Rauschen des Wassers zu vernehmen. Entkleidet alles fremden, wenngleich zuerst von Liebe und Dankbarkeit gespendeten Schmucks tritt sie uns gegenüber; zwischen zerfallenen Tempelbogen rinnt im grünen Grunde der Natur das lebendige Wasser. Unscheinbar legt sich „das" Buch in unsere Hand wie jedes andere, bescheiden bittend: „Nimm und lies!", still uns fragend: Gilt nicht von meinen Blättern „sie sind ewig, denn sie sind"? Versuch's mit mir, prüfe meinen Inhalt! Ich will dir nicht imponieren, dich nicht blenden, dich nicht fangen, nicht zwingen, nicht hypnotisieren; ganz allein nach meinem Inhalt entscheide über meinen Wert! Du wirst vieles finden, was dir zunächst fremd ist, wohl manches, was dir immer fremd bleibt. Laß dich nicht abschrecken, wirf mich nicht schnell zur Seite! Ich verlange ja kein Lob von dir, keine glänzende Rezension. Ich bitte nur, daß du immer wieder zu mir kommst, zumal wenn die andern dich unbefriedigt lassen. Mit dem und jenem Wort oder Bild hast du dich schon befreundet, auch wenn du es nicht offen sagen magst; es hat anders auf dich gewirkt als die andern reichen, stolzen Bücher. Willst du es nicht noch einmal mit mir versuchen, auch mit dem, was dich ärgert oder beunruhigt? Ich habe schon so viele Menschen an mir vorübergehen sehen, daß du dich nicht wundern wirst, wenn ich nicht

jede neueste Mode mitmachen kann; ich möchte noch da sein, wenn auch die heute neueste wieder veraltet ist, und doch wieder und immer wieder neue Menschen nach mir greifen, weil sie nach dem Ewigen fragen.

„Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem inneren Werte. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern das Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volkes zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe irdischer und geistiger Entwicklungen, notwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der äußersten Ewigkeiten hinausführt." Und ein andermal: „Daß wir die Bibel näher fühlen, kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Literaturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten." Oder: „Es befestigte sich die Grundmeinung, alles Äußere, was auf uns unwirksam oder einem Zweifel unterworfen sei, habe man der Kritik zu überlassen, welche, wenn sie auch imstande sein sollte, das Ganze zu zerstückeln und zu zersplittern, dennoch niemals dahin gelangen würde, uns den eigentlichen Grund, an dem wir festhalten, zu rauben, ja uns nicht einen Augenblick an der einmal gefaßten Zuversicht irrezumachen." „Deshalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil, solange die Welt steht, niemand auftreten und sagen

wird: ich begreife es im ganzen und verstehe es im einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: im ganzen ist es ehrwürdig und im einzelnen anwendbar.“ So der Mann, von dessen Kindheitserinnerung wir ausgegangen sind.

Schon in einem Teil dieser Worte ist ein Weiteres angedeutet. Nämlich daß die Bibel nicht etwa nur darum unvergänglich ist, weil sie der ewigen Sehnsucht der Menschheit nach dem Ewigen in ihren schlichten Naturlauten einen jede Stufe menschlicher Entwicklung neu ansprechenden Ausdruck gewährt, sondern weil sie das Zeugnis einer Geschichte ist, in der das gotthungrige menschliche Gemüt Offenbarung Gottes erlebt, wirkliches Nahekommen des Unnahbaren. Die Wichtigkeit gerade dieses Punktes ist für uns deutlicher als zu Goethes Zeit. Auch oben ist schon davon die Rede gewesen, wie ungerecht es wäre, der Gegenwart, gerade auf den Höhen der Bildung, den Vorwurf der Irreligiosität zu machen. Aber ihre Religiosität ist weithin nur mystische Versenkung in die Tiefen der eigenen Seele, Erlauschen des geheimnisvollen Urgrundes alles Seins und Lebens in ihr und Einswerden mit ihm. Und sie empfindet noch weithin gerade in dieser mystischen Stimmung ihren Vorzug, ohne klare Erkenntnis, wie unbestimmt und zerflossen der Inhalt und wie unsicher und schwankend der Grund solchen Erlebens gegenüber den harten Wirklichkeiten des Daseins ist. Da mag es zum Nachdenken einladen, wenn

auch unser Dichter Sinn dafür zeigt, daß eine besondere Kraft der Bibel eben in ihrem Zeugnis von wirklicher Geschichte Gottes in der Menschheit beruht. „Eine Haupteigenschaft darf solchen Männern nach dem Herzen Gottes nicht fehlen: es ist der unerschütterliche Glaube, daß Gott sich ihrer und der Ihrigen besonders annehme." Und alle diese Gestalten schließen sich zusammen um den Einen, der Mittel- und Höhepunkt ihrer Geschichte ist, sind wie ein Abglanz „der Hoheit, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist".

Auch hier gilt, was oben von der Bibel überhaupt gesagt wurde. Manches, was verehrender Glaube in bester Absicht auf „Ihn" als höchsten Schmuck häufte, ist mit der Zeit zur Decke geworden, die seine wahre Herrlichkeit verhüllte. Und wie man gefragt hat, ob wohl der Fischerjünger vom Galiläischen See in seinen Nachfolgern mit der dreifachen Krone sich wieder erkennen würde, so ist auch des Meisters Bild im Laufe der Zeiten übermalt worden von mancher pietätvollen, doch zugleich eigenwilligen und unzureichenden Hand. Aber das ganz Ursprüngliche läßt sich nicht binden und bannen, durch alle Schleier hindurch beweist es seine Leuchtkraft, herrlich wie am ersten Tag. Wohl bedeutet der wahre Gewinn zunächst manchen scheinbaren Verlust; berechtigte und unbegründete Kritik fordert schmerzlichen Verzicht. Aber unter viel Irren und Kämpfen erhält sich die Wahrheit. „Es ist ein

Meer auszutrinken, wenn man sich in eine historische und kritische Untersuchung (über die Abweichungen der Evangelisten) einläßt. Man tut immer besser, sich ohne weiteres an das zu halten, was wirklich da ist." „Echt und unecht sind dabei gar wunderliche Fragen. Was ist echt als das ganz Unsterbliche? Man könnte wohl in einigen Punkten die Echtheit der Evangelien bezweifeln. Dennoch halte ich alle für durchaus echt, denn" — nun folgen die schon benützten Worte — „es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist."

Diese Worte des Dichters mit dem geschärften Blick für das Wirkliche, das immer wieder als solches sich erweist, führen zu denen unseres Reformators: „Wir kommen zu dir, weil wir deine süßen Worte gehört: kommt her zu mir!" Er beschreibt damit in der größten Schlichtheit, wie sie allem wahrhaft Großen gegenüber allein sich ziemt, das wundersame Erleben, das durch die Jahrhunderte herab mit ihren unvergleichlichen Wechseln immer wieder diesem Einen gegenüber sich entzündet, wenn Menschenherzen, die nach der Wirklichkeit Gottes verlangen, in den Kreis seines Wirkens treten. Menschen der verschiedensten Art, die auf den mannigfaltigsten Wegen müde geworden sind, aber nicht den Sinn dafür verloren haben, was sie als das wahrhaft Göttliche anzuerkennen vermöchten, wenn es nur ihnen begegnen

wollte. Eben diese Begegnung erleben sie durch ihn, in ihm.

Gewiß, eben hier ist auch der Punkt, an dem viele, die sich seiner lichten Gestalt gern eine Weile erfreuen, sich wieder von ihm wegwenden. Sie empfinden, daß er eine Entscheidung für das Leben von ihnen fordert. Aber wie sollte das Leben gewonnen sein, ohne daß man das Leben einsetzt? Und von irgendeinem äußerlichen Zwang — wieviel Zwang gibt es gerade heutzutage auch auf geistigem Gebiet — ist bei ihm entfernt nicht die Rede. Keine Spur knechtischer Unterwerfung. Nur die Frage: willst du mir vertrauen? Allerdings diese Frage; wie könnte es anders sein, wenn es sich um das Höchste, um die Gewißheit des Ewigen handelt! Aber diese Frage so zart, so feinsinnig, so gar nicht zudringlich, wenngleich andringend, wie der Ernst der Sache es fordert. Die Grunderlebnisse aller wirklichen Religion, das Erschauern vor dem „ganz Anderen“, das uns in Ehrfurcht beugt, zuhöchst vor dem Heiligen als dem Guten, und das Hingezogenwerden zu ihm als dem seligsten Geheimnis, als zu unserer wahren Heimat, diese beiden Elemente aller Frömmigkeit werden uns bei dem geistigen Verkehr mit dem Jesus der Evangelien und der ersten Gemeindezeugnisse, wie sonst nirgends deutlich, bestimmt umrissen, in einzigartiger Tiefe und Weite. Und sie gewinnen Fleisch und Blut, anschauliche lebensfrische Wirklichkeit wie sonst nirgends, nicht

durch unsere sie erschaffende Phantasie, sondern als unerfindbare Tatsächlichkeit, so doch, daß jener Entscheid, jenes Wagnis des Vertrauens uns nicht erlassen, sondern uns innerlichst abgefordert wird.

Noch sei an einem scheinbar wenig wichtigen einzelnen Stück „des Buchs" beispielsweise veranschaulicht, wie sehr neue Vertiefung in seine alten nie veralteten Zeugnisse sich lohnen würde. Der sogenannte „Brief an die Hebräer", der lange Zeit um seine Aufnahme in das „Neue Testament" kämpfen mußte, ist auf der einen Seite unserer Gegenwart besonders fremd. Schon weil die allegorische Verwendung des Alten Testaments in ihm reichlicher ist als sonst, und das heutige Geschmacksurteil über diese Art der Auslegung, die nicht den Wortsinn einer Schrift erforschen, sondern hinter ihm einen geheimnisvollen „höheren" Gehalt entdecken will, ganz besonders von dem früherer Jahrhunderte abweicht. Auf der anderen Seite stammen aus dem „Hebräerbrief" einzelne Worte, die wir uns aus dem religiösen Sprachschatz schlechterdings nicht mehr wegdenken können, Kleinodien wie das von der „Ruhe des Volkes Gottes" oder von dem wahren „Vaterland", das ja auch die Heimat des Lieblingsdichterwortes ist „so löst sich jene große Frage nach unsrem zweiten Vaterland". Versenkung in diesen unsern vielvernachlässigten „Hebräerbrief" würde nun nicht nur solche klassischen Worte durch Er-

kenntnis ihres Zusammenhangs und ihrer ursprünglichen Bedeutung in ihrer ganzen Tiefe verstehen lehren, sondern würde auch für die Grundabsicht des ganzen Briefs erst das rechte Verständnis öffnen, damit aber die Einsicht, wie gegenwartswichtig und gegenwartskräftig dies Dokument aus fernabdämmernder Vergangenheit ist. Nämlich als ein eindringlicher Aufruf: Haltet fest, an dem, was ihr als Christen habt, überwindet die drängende Versuchung zum Abfall, oder, wie das genauer ausgeführt wird, zum Müdewerden unter den Enttäuschungen der Gegenwart, unter dem Verzug der erwarteten Vollendung! Und wie merkwürdig wird diese Mahnung begründet! Ihr habt das Beste, das Unüberbietbare; das wolltet ihr preisgeben? Welcher Schaden nicht nur, mehr noch welche Verantwortung! Das Wertvollste wolltet ihr in eurer Tonlosigkeit verlieren, euch selbst darum bringen! Und zwar das Wertvollste, das nicht etwa ein Traum eures Herzens, eures frommen Wünschens ist! Ihr habt das Beste, weil ihr den Besten habt, den „Anfänger und Vollender des Glaubens", der selbst weiß, was Versuchung ist, selbst durch Leiden vollendet wurde, ihn, der in der vollen Wirklichkeit dieser rätselvollen Welt gekämpft und gesiegt hat. Der ganze Brief ist wie eine Abendglocke am Morgen der Christenheit; wie ermunternd für spätere Geschlechter, die so oft und schwer unter dem Zweifel leiden, es sei Abend geworden für ihren Glauben und auch sein Erdentag neige sich.

Unwillkürlich gebrauchten wir ja für die Charakteristik dieser alten Schrift die Worte von heute: Wunschreligion, Tonlosigkeit, Wert und Wirklichkeit. Und so hineingezogen in die bleibende Grundwahrheit des Briefs, würden uns auch die zunächst etwa fremd klingenden Näherausführungen neu lebendig: was von dem „Gesandten“ und dem „Priester“ Jesus gesagt ist, von dem „Bund“ zwischen Gott und den Menschen, von dem Zusammenkommen beider in einem „Mittler“, und von dessen wirksamer Tat, um deren willen er geradezu mit dem uns Deutschen so tiefverständlichen Namen „Herzog“ bezeichnet wird. Man kann dann nicht mehr schnellfertig von „vergangenen Formen“ dieser Frömmigkeit reden. Wir wissen, wie wichtig geformte religiöse Gedanken sein können, gerade in einer Zeit, die bei viel Reden von Religion an gedankenlosen Gefühlen krankt, die keine Kraft im Leben bewähren; und wir werden aufgefordert, uns zu fragen, in welchem Sinn alte Worte für uns Ausdruck ewiger Wahrheit in neuer Weise werden können.

Dabei würde von selbst klar, wie gerade die Mannigfaltigkeit in den Schriften „des Buchs“ geeignet ist, allen etwas zu geben. Das gilt vom Einzelleben. Es wäre eine noch ungeschriebene Geschichte der Bibel, im besonderen nachzuweisen, welche ihrer Teile den so verschiedenen großen Geistern, die sie in ihren Bann zieht, am wichtigsten geworden und warum, und daß auch in der Geschichte der Kleinen eine ganze Fülle von Möglich-

keiten wirklich geworden ist, wie eine Gruppe dieser Schriften nach der andern für sie wirksam und in ihrer Art unentbehrlich sich erwies. Noch leichter deutlich zu machen ist der Satz, daß in der Entwicklung der Christenheit, und das heißt, auf ihren Anspruch gesehen, der Menschheit, die sie in die Berührung mit dem Evangelium bringt, bald dies, bald jenes Buch „des Buches" die entscheidenden Wirkungen ausgelöst und immer neue Seiten der höchsten Wahrheit erschlossen hat.

Doch die Größe dieser wertvollen Wirklichkeit warnt davor, über sie viele Worte zu machen, statt sie mit ihren eigenen Worten zu uns reden zu lassen, die eins sind mit der Tat. Es galt hier nur, ein wenig deutlich zu machen, warum die Überschrift erlaubt ist: „Das" Buch. A. Fendrich hat jüngst das Neue Testament „das kleinste und reinste unter den Menschheitsbüchern" genannt. W. Scott sagte in letzter Krankheit: Gebt mir „das" Buch!, und als die Seinen fragen, welches?, antwortete er: Es gibt nur ein Buch, die Bibel. Der höchstgebildete Franzose nimmt dies Buch in die Bastille, als ihm nur eines mitzunehmen vergönnt ist. Unserer siegenden und sterbenden Jugend im Weltkrieg ist es neu geworden neben, über den anderen höchsten Menschheitsbüchern, die sie als deutsche Jugend mit ins Feld hinaustrug. Karl Busse hat in seiner kleinen Geschichte „Trittchen" dieses Erleben feinsinnig darge-

stellt, wie selbst der geliebte „Faust“ erbleichte vor „dem Buch“. Und ergreifend ist sein Lied von dem „kleinen Buch“, das ihm die alte Mutter mitgegeben, aus dem ihn im Feld „eine Stille umfing, darin allein Herr Jesus durch Galiläa ging“, aus dem er einen „Kameraden für Tod und Leben“ heimbringen will. „Und muß ich vorher sterben — sterben im grauen Tuch, dann grüßt mir meine Mutter: ich dank ihr für das Buch.“ Wir nehmen diese Schätzung hinein in die „Tage der geringen Dinge“, die wir durchleben müssen und von denen in jenem Buch viel die Rede ist; aber noch mehr von ihrer Überwindung.

„Er"

„Er“ hat es gesagt, das war die höchste Autorität der Pythagoräer. Mit der Berufung darauf war eine Sache entschieden. Das unbestimmte „er“ war für das Bewußtsein derer, die es gebrauchten, ganz bestimmt. Auch wir brauchen in der Sprache des täglichen Lebens das Wort so. Denn wenn die, mit welchen wir reden, wissen, wen wir meinen, so brauchen wir „ihn“ gar nicht zu nennen oder näher zu bezeichnen, weil selbstverständlich von keinem anderen die Rede sein kann, weil, wie man mit Umkehrung des Sprichworts gesagt hat, wes das Herz zu voll ist, der Mund nicht mehr übergeht. So wird im Neuen Testament manchmal „er“ gesagt, wenn von dem Einen die Rede ist, der diesen Christen der Einzige war, auch gerade in solchen Stellen, an denen wir seinen Namen erwarten könnten. Daß er nicht genannt wird, verstärkt nur seine Bedeutung; besonders gilt das von den johanneischen Schriften. Und während im Griechischen dabei manchmal „jener“ steht (statt „er“), das in eine gewisse Ferne weist, gerade um die einzigartige Nähe desto mehr zu betonen, so hat doch Luther in seinem deutschen Sprachgefühl immer „er“ übersetzt, und eben jenes bestimmt-Unbestimmte und unbestimmt-Bestimmte zu empfinden gegeben.

Hier aber mag die Überschrift „Er“ andeuten, an was für Leser sich die folgenden Blätter wenden. Nicht an die entschlossen Ablehnenden, an die Fertigen „ihm“ gegenüber. Jüngst hieß es in einer unserer vornehmsten

Zeitschriften: „Christliches liest man heute nicht mehr. Wir haben genug davon; wir können nichts Derartiges mehr aushalten.“ Was könnte solchen unser „Er“ sagen! Aber auch an die wendet es sich nicht, die in sicherem und befriedigtem Besitz stehen, von keinem Bedenken gedrückt der höchsten Ehrennamen sich freuen, die „ihm“ gegeben werden können. Vielmehr an solche, deren Urteil unsicher ist, ob „er“ ihnen einer unter vielen, „auch einer“, wenngleich ein Interessanter, ist, oder irgendwie ein ganz Besonderer, Einzigartiger, den sie eben deswegen nur „er“ nennen. Freilich sind diese Unsicheren unter sich selbst sehr verschieden. Die einen haben im rastlosen Drange des Lebens keine Zeit, sein mit den Kindheitseindrücken verwobenes Bild oft und still zu betrachten; aber, wenn sie ihm begegnen, zeigt es ihnen doch lebhaftere Farben als die vielen andern, unter Staub und im Dunkel eigentümlich hervorleuchtende Farben. Andere beschäftigen sich mit ihm nicht selten und mit größerer Gründlichkeit als sonst mit den Gegenständen tieferen Nachdenkens; aber die unzähligen, widerspruchsvollen Stimmen über ihn verwirren sie, es scheint ihnen je länger je mehr unmöglich, zu einer Gewißheit zu kommen; das erfüllt sie vielleicht zuzeiten mit ernster Trauer, aber allmählich verzichten sie wie in so manchen anderen Fragen auf eine befriedigende Antwort. Diese ganze so verschieden begründete Unsicherheit bewegt alle möglichen Kreise des Alters und Geschlechts, der Bildung und

Lebensstellung. Der Beweis dafür ist leicht zu führen, aus den tonangebenden Zeitschriften und aus der bescheidensten Presse so gut als aus den größeren Literaturwerken der Wissenschaft wie der Dichtung. Am eindrucksvollsten ist solche Stimmung, wenn sie ganz unmittelbar im Verkehr des täglichen Lebens einem achtsamen Ohr entgegenklingt, in Stadt und Land, im Umtrieb des Geschäfts, in der Geselligkeit, in der Stille der Krankenstube.

Die Breite und Tiefe dieser Stimmung könnte den Mut erschüttern, einen Versuch zu wagen, wie ihn die Überschrift andeutet, zumal ihm in der hier gewählten Form schon äußere, aber nicht weniger auch innere Schranken gesetzt sind. Um das Zutrauen, daß das Bewußtsein dieser Schwierigkeiten vorhanden ist, muß dieser Versuch ausdrücklich bitten.

Im wesentlichen wird es sich um ein Vierfaches handeln. Einmal darum, die wichtigsten Züge seines Bildes zu vergegenwärtigen. Sodann, zu zeigen, daß dieses Bild ein geschichtlich begründetes ist, nicht ein Erzeugnis der frommen Phantasie. Zum dritten bemühen wir uns, für den Eindruck, den „er" im Lauf der wechselnden Jahrhunderte immer neu auf religiös empfängliche Menschen gemacht hat, einen allgemein verständlichen Ausdruck zu finden und deutlich zu machen, wie sich dazu die mancherlei in der Geschichte der Kirche auftretenden Versuche, ihn näher zu bestimmen, verhalten. Endlich werden sich daran von selbst einige allgemeinere Betrach-

tungen anreihen, damit das Ganze nicht wie ein unverständlicher Fremdkörper in dem Gesamtbewußtsein der heutigen Menschheit erscheine. Das alles aber mit schlichten, von der Sprache der theologischen Fachwissenschaft möglichst freien Worten.

Also zuerst die wichtigsten Züge seines Bildes. Aus einfachem Kreise stammend, geistig genährt an den heiligen Schriften seines Volkes, tritt „er" auf mit der Botschaft: Die „Herrschaft Gottes (das Reich Gottes) ist nahegekommen." Herrschaft Gottes, kein neues, unerhörtes Wort, vielmehr der ererbte Sammelname für alle höchste und heiligste Sehnsucht. Aber mit dem Innerlichsten und Überirdischen hatte sich die Glut äußerer, sehr irdischer Hoffnung verschmolzen, auf Befreiung vom Römerjoch durch Gottes wunderbares Eingreifen. Dies stellt er mit zarter, aber fester Hand zurecht, ja scheidet es aus, wenn es dem ihm Allerwichtigsten im Wege steht. Nicht als ob er gegen irdische Not gleichgültig wäre. Er lindert und hebt sie, wo er kann; er heilt Kranke, zumal die am schwersten bedrückten, die Kranken am Gemüt. Auch darin zeigt sich die Herrschaft Gottes, und sie wird sich ganz zeigen in einer herrlichen Zukunft; kein Hindernis hält ihr stand, kein Zweifel daran ist unüberwindlich. Aber entscheidend ist nur eines: daß Gottes guter Wille in den Menschenherzen zur Herrschaft komme. Und dies sofort, in der wirklichen Gegen-

wart, nicht in einer fernen, ganz anders gearteten Zukunft. Gott will es, jetzt, heute. Doch die Menschen wollen nicht. Darum ist unzertrennlich von der Frohbotschaft, daß Gottes Herrschaft anbricht, der Bußruf: „Ändert den Sinn!" Auch dieser Ruf geht an alle; die Herrschaft Gottes, wie er sie meint, ist in keinem so wirklich, daß er die Sinnesänderung nicht bedürfte, wie groß auch sonst die Unterschiede unter den Menschen sind, die er überall, auch in ihrer sittlichen und religiösen Höhenlage, wahrheitsgemäß anerkennt. Und diese Sinnesänderung gibt es nur, weil es jenes Evangelium von der Herrschaft Gottes gibt, d. h. weil Gott selbst das große Hemmnis beseitigt, das alle Sinnesänderung aufhält und unmöglich macht, mit anderen Worten: weil er die Schuld verzeiht. So unzertrennlich ist in keiner andern Religion die strengste Beurteilung der Sünde und die rückhaltloseste Botschaft ihrer Vergebung. In der Geschichte des Christentums ist bald das eine, bald das andere verkürzt und damit sein eigenstes Wesen geschädigt worden.

Es ist dasselbe, nur von einer andern Seite angesehen, wenn wir die Botschaft von der Herrschaft Gottes und von der Sinnesänderung als die Botschaft vom „himmlischen Vater" verstehen. Weil Gott der himmlische Vater ist, bedeutet seine Herrschaft eben das, was oben kurz gezeichnet wurde. „Vater", ganz und vollkommen, was wir bei dem menschlichen Wort von ferne

ahnen, höchste Einheit von Macht und Güte; „himmlischer“ Vater, bei aller Nähe und Vertrautheit der unaussprechlich Erhabene, der „ganz Andere“, das Geheimnis aller Geheimnisse: durch beides Gegenstand der tiefsten Ehrfurcht, wie des kindlichsten Vertrauens. Und weil dieser Gott die ewige Liebe ist, kann man mit ihm nicht Gemeinschaft haben, ohne mit allen, auf die seine Liebe gerichtet ist, Gemeinschaft der Liebe zu suchen; man kann nicht an diesen Gott glauben, ohne die Menschen zu lieben.

Allein nicht dies alles, so wichtig es ist, bedeutet hier für uns die Hauptsache. Nicht daß „er“ die nahe Herrschaft Gottes, des himmlischen Vaters verkündet, nicht seine Botschaft, sondern er selbst, das eigentümliche Verhältnis, in dem er zu seiner Botschaft steht. Ein Beispiel: Wir kennen das Gleichnis vom verlorenen Sohn, erzählt, weil die Pharisäer sich darüber aufhalten, daß er mit den „Sündern und Zöllnern“ sich einlasse. Er will ihnen sagen, Gott sei so gesinnt gegen diese ihm ferne Gekommenen, nun, so wie er selbst sich gegen sie gesinnt zeige. Das ist der Grund des Anstoßes für jene „Frommen“. Nicht daß er die Vaterliebe Gottes gegen den verlorenen Sohn verkündigt; an solcher Verkündigung ließen auch seine Gegner es nicht fehlen. Aber daß er persönlich sich so verhält, wie er sagt, daß der himmlische Vater es tue; daß er den „Verlorenen“ Vertrauen abgewinnt auf diese Gesinnung Gottes, das

Vertrauen, die Sünden seien ihnen wirklich von Gott verziehen, wenn er ihnen solche Verzeihung zuspricht, das können die Pharisäer ihm nicht verzeihen. Und wie in diesem Fall, so ist es allenthalben. Er sagt: Sorget nicht! und seine Jünger sehen, daß er nicht sorgt. Wie er zum Beten auffordert, so betet er selbst. Er hält nicht Reden von der Menschenliebe, seine Worte darüber sind sehr kurz und enthalten scheinbar kaum etwas Neues; aber er liebt, und im Anschauen dieser Liebe geht ein neues Verständnis der Liebe auf. Kurz, „er" zeigt eine merkwürdige, auch von seinen Feinden nicht bezweifelte, sondern durch ihre Feindschaft gerade bezeugte Einheit von Reden und Handeln, von Wort und Tat. Und diese Einheit reicht in die innerste Tiefe seines Bewußtseins.

Er sagt: Dazu sei er gesandt, dazu gekommen, jene Herrschaft Gottes aufzurichten, der Menschen Seelen zu retten. Ohne solche Gewißheit ist jedes große Wirken für eine große Sache unmöglich, ohne die Gewißheit, dazu berufen zu sein. Aber je größer die Sache, desto nötiger die Gewißheit des Berufs. Und wenn die Sache, das Berufswerk so unzertrennlich von der Person ist, wie wir uns vergegenwärtigten, so verstehen wir, warum „er" das „gesandt, gekommen" so eigenartig betont. Verstehen auch weiter, warum dieses Berufsbewußtsein mit einem eigenartigen Selbstbewußtsein eins ist. Bei jedem anderen Beruf, wenn er noch so innig eine Menschen-

seele erfüllt, decken sich nicht beide, Berufs- und Selbstbewußtsein. Wer Gottes Herrschaft zu verwirklichen für seinen Beruf hält, und weiß, daß er ihn nur verwirklichen kann in jener Einheit des Redens und Handelns, der muß überzeugt sein, mit Gott in einer solchen Gemeinschaft zu stehen, die dazu Recht und Kraft gibt. So finden wir nebeneinander das „unser Vater“ und das „ihn“ vor allen auszeichnende „mein Vater“, und seine Erläuterung: „Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, — den Sohn, denn nur der Vater.“

Was einer ist, erkennen wir nicht nur aus dem, was er als seinen Lebenszweck kundtut und wie er ihn in Wort und Tat zu verwirklichen sucht, sondern ebensosehr, ja oft noch viel mehr aus seinem Schicksal und aus der Art, wie er diesem Schicksal begegnet, wie er im Kampf mit ihm sich durchsetzt. Welche Großmacht in der Welt ist der Erfolg! Auch was „er“ war, bliebe uns unverständlich, wenn wir nicht darauf achteten. Wir kennen den Kampf, in den ihn sein Anspruch „Gottes Herrschaft ist nahe — ändert den Sinn!“ verwickelte mit den Idealen seines Volkes, zumeist mit dessen Führern, gerade den Führern in der Religion. Wir wissen, wie er, nach dem Augenschein, unterlag. Und wir verstehen, was für ein Unterliegen das war: desto größer, je größer das Ziel war, das er sich gesteckt! Ja es war ein unvergleichbares Werk, zu dem er sich berufen wußte; darum ist das Scheitern dieses Werkes eine unvergleich-

liche Niederlage. Aber wir sehen, wie er sein Leiden zu seiner Tat macht, das unvergleichliche Leiden zu seiner unvergleichlichen Tat. „Verlassen von Gott“ hält er fest an Gott: „mein“ Gott. Zum Lohn seiner Liebe zu den Menschen von den Menschen verstoßen, „bittet er für seine Feinde“, vollendet seine Liebe zur „Feindesliebe“; dies Wort in einer Tiefe verstanden, die vor ihm in keines Menschen Sinn gekommen war. Es ist nicht möglich und nicht nötig, jetzt diese Leidensgeschichte zu erzählen; sie hat sich im Bewußtsein der Menschheit als „die“ Leidensgeschichte Heimatrecht erworben. Unser Geschlecht sieht in Abgründe des Leidens, die wir nicht für möglich gehalten; aber, wenn wir auf die Reinheit seines Wollens und auf die Vollendung dieses Wollens im Leiden achten, so sprechen auch die von seiner Leidensgeschichte als der überragenden, welche sich nicht zu seiner Gemeinde zählen. Nur wenigstens an das Urteil mag erinnert werden, das Napoleon darüber ausgesprochen hat, ausdrücklich mit dem Bemerken, daß er glaube, die Menschen kennengelernt zu haben; eben deswegen erscheine ihm sein Tod als einziger.

In der Überlieferung der Gemeinde schließt sein Leben nicht mit dem Tod, sondern seine Jünger waren überzeugt, daß er ihnen als der Lebendige sich erwiesen habe. Diese Überzeugung erkennt auch die radikalste Kritik als unerschütterliche Tatsache an, weil ohne sie die Entstehung der Christenheit unbegreiflich ist.

Aber war diese Überzeugung begründet? Ist nun eben nur sie eine geschichtliche Tatsache, oder das, wovon sie handelt, sein „Leben aus dem Tode“? Damit sind wir auf den zu Anfang genannten zweiten Hauptpunkt geführt. Und keineswegs nur durch die eben genannte Frage. Ist überhaupt, was bisher von „Ihm“ gesagt wurde, von seiner Verkündigung, seinem persönlichen Verhalten, seinem Berufs- und Selbstbewußtsein, von seinem Geschick, geschichtlich zuverlässig? Freilich, für die neue Botschaft, daß „er“ überhaupt nicht gelebt habe, fehlt der Glaube, nachdem der erste Reiz ihrer Kühnheit verschwunden ist, je länger je mehr überall, es sei denn, daß dem Pathos einzelner Wanderredner der stille Wunsch empfänglicher Hörer entgegenkommt und die Abgründe geschichtlicher Unmöglichkeit verdeckt, über denen sich diese Botschaft aufbaut. Allein es wäre ebenso gefährliche Selbsttäuschung, sich zu verhehlen, daß eine ungeheure Stimmung des Mißtrauens in den allerweitesten Kreisen vorhanden ist, es sei eben doch, so gewiß „er“ gelebt, alles Bestimmte und Einzelne im Bilde der Überlieferung von ihm unsicher.

Dieses lähmende Gefühl des Mißtrauens wird nicht überwunden durch die Energie, mit der andere Kreise für die Irrtumslosigkeit der Überlieferung eintreten. Man kann die größte Achtung haben vor der frommen Begeisterung, die dieser Energie zugrunde liegen mag; sie bleibt auf die Dauer doch wirkungslos, weil sie sich mit

unleugbaren Tatsachen in Widerspruch setzt, denn „Tatsachen sind harte Dinge". Ja es ist unleugbar, daß die Festigkeit jenes Standpunkts keineswegs immer so groß ist, als sie sich nach außen zeigt; in der Stille wird sie nicht selten von nagenden Zweifeln unterhöhlt. Nur die volle Offenheit kann weiterführen. Also: unbestreitbar enthält auch die Geschichtsüberlieferung, von der hier die Rede ist, verschiedene Schichten der Treue, sicheres Gestein und Geröll, auch Efeuranken, die es schmücken. Sagt man dies offen, dann darf man ebenso „guten Gewissens" hinzufügen: gerade dieser Tatbestand ist auf allen Gebieten der Geschichte ein Kennzeichen ihrer Wirklichkeit, zum Unterschied von der bloßen Dichtung, so schwer es im einzelnen Fall für uns sein mag, die Grenze des Sicheren vom Wahrscheinlichen und Unwahrscheinlichen abzustecken. Und auf unserem Gebiet ist anerkanntermaßen die Kritik eine besonders eindringende und rückhaltlose gewesen, so daß ein bekannter Profanhistoriker zu einem Theologen sagte: Wenn wir unsere Urkunden so skeptisch behandeln wollten, wie Sie die Ihrigen, wir müßten schon lang unser Geschäft geschlossen haben.

Aber mit diesen so berechtigten Überlegungen ist uns nicht geholfen, so förderlich sie sind. Entscheidend ist, daß wir uns ein Doppeltes klarmachen. Einmal: die geschichtliche Wahrheit ist keineswegs für alle Züge der Überlieferung gleich wichtig. Ganz absichtlich sind

in unserem ersten Abschnitt nur solche zusammengestellt, die, wenn die sonst anerkannten Regeln der historischen Kritik angewendet werden, sich als wohlbegründete erweisen lassen. Daher ist z. B. oben nichts aufgenommen über das Dunkel der Anfänge oder über Einzelnes in seinen Ausgängen, worüber nicht mit gleicher Bestimmtheit geurteilt werden kann. Wir beschränkten uns auf die Hauptsache, für die sich historische Sicherheit beanspruchen läßt. Vor uns trat das Bild eines Menschen, der einen sonst unerhörten Anspruch erhebt, eben den dort bezeichneten. Und das andere muß mit völliger Klarheit hervorgehoben werden: die Frage der historischen Glaubwürdigkeit kann sachgemäß nur mit solchen verhandelt werden, die überhaupt für die hier besprochene Geschichte Sinn haben, d. h. die irgendwie an der Religion persönlich interessiert sind. Das sollte eigentlich selbstverständlich sein, ist es aber keineswegs für alle, die in unserem Fall mitreden wollen. Über religiöse Dinge zu urteilen ohne irgend aufrichtigen Anteil an der Religion, gilt noch immer nicht allgemein für so sinnlos, als ohne musikalisches Gehör über die H-Moll-Messe. Womit noch nicht gesagt ist, daß unreligiös und unmusikalisch sein derselben sittlichen Beurteilung unterliegen solle. Auch darüber brauchen wir uns jetzt nicht zu besinnen, ob die religiös Gleichgültigen in der Überzahl seien. Es genügt, daß jener Satz, es handle sich um den Eindruck der religiös Empfänglichen, auch von ernsthaften Gegnern immer weniger

bestritten, und daß die Zahl derer, die Anteil an religiösem Suchen nehmen, unter dem Zusammenbruch einer nur auf die Werte des äußeren Lebens gerichteten Zivilisation gewachsen ist. Freilich darf auch nicht verschwiegen werden, daß wegen der eigenartigen Bedeutung der Religion für das rein persönliche Leben die Unbefangenheit, die geschichtliche Überlieferung genau aufzufassen, noch immer in weiten Kreisen vermißt werden muß, ja daß dies, entsprechend gerade der Zunahme des religiösen Interesses, heutzutage auch in steigendem Maß der Fall ist. Es bleibt in der Tat eine wenig ehrenvolle Tatsache, daß sonst feinfühlige und geistig hochstehende Schriftsteller, namentlich unter den Weltreisenden, Urteile über die christliche Religion sich erlauben, die nicht nur auf oberflächlicher, sondern offensichtlich ungerechter, übelwollender Beobachtung der Wirklichkeit beruhen. Z. B., wenn dem Islam ohne nähere Begrenzung Freiheit von Lohnsucht oder edelste Toleranz, oder dem Hinduismus reinere Sittlichkeit (im engeren Sinn des Worts) nachgerühmt wird, d. h. aber, wenn überhaupt die Voreingenommenheit gegen das Christentum den Blick zu gerechter Auffassung dessen, was ist, trübt. Der Einfluß, den solche Schriftsteller auf urteilsarme Massen auch unter den sogenannten Gebildeten ausüben, ist kaum zu überschätzen; jenes lähmende Gefühl des Mißtrauens, von dem wir sprachen, wird eben dadurch immer aufs neue genährt und fast ins Unüberwindliche gesteigert, weil

eben die besten Gegenwirkungen nicht mit gleichen Mitteln arbeiten können und dürfen.

Nun unsere dritte Frage: Was ist der Eindruck, den „er" von Anfang bis heute auf religiös Empfängliche macht? Und in welchem Ausdruck können wir diesen Eindruck, diese Bedeutung, die er für sie gewinnt, zusammenfassen?

Sein Eindruck! Da ist es ebenso notwendig als leicht, festzustellen, daß dieser Eindruck zunächst weithin der der Fremdheit, ja des Anstoßes ist. Jedenfalls wenn wir nach dem Eindruck des Gesamtbildes fragen, wie es oben mit einfachsten Strichen gezeichnet wurde. Denn das darf hier übergangen werden, wie er von den einen als Revolutionär oder Sozialist, von den anderen als Herold und Hort der „gottgewollten Gegebenheiten" in Anspruch genommen wird. Jenes Gesamtbild aber weckt zunächst bei Unzähligen Gleichgültigkeit oder Widerspruch, und zwar aus zwei Gründen. Man stößt sich entweder an dem Inhalt seiner Botschaft oder an der besondern Geltung, die er seiner eigenen Person zuspricht, an der engen Verbindung jener mit dieser. Beides hängt natürlich zusammen; aber dieser Zusammenhang wird uns deutlich, gerade wenn wir zunächst beides unterscheiden.

Man empfindet eine sozusagen instinktive Abneigung gegen den bestimmten Inhalt. Nicht dagegen, daß er „Religion" ist. Sie will man gerade und redet mit

Freude von dem religiösen Aufstieg, der starken religiösen Welle in der Gegenwart. Die Worte: „das Irrationale“, „das Geheimnis“, „das Unendliche“, „das Unbedingte“, „das ganz Andere“ sind, lange verpönt in den Jahrzehnten des kulturseligen Intellektualismus, zu Lieblingsworten erhoben; es gehört zur „Bildung“, zuzeiten wenigstens von ihnen zu schwärmen, und sehr viele scheuen sich auch nicht mehr, das alte Wort „Gott“ für die neue Stimmung wieder zu brauchen. Aber sein Sinn ist unbestimmt, bestimmt oft nur im Gegensatz zu „ihm“, der dem „ganz Anderen“ so bestimmte Prädikate wie Allmacht und Güte gibt, insbesondere es bei aller Wirklichkeit in der Welt doch von der Welt rückhaltlos unterscheidet, in diesem Sinn seine „Transzendenz“ betont, während die moderne Frömmigkeit in der „Immanenz“ jenes Geheimnisses schwelgt. Und damit hängt, auf die Praxis des Lebens gesehen, zusammen der Verdacht, „er“ sei doch im letzten Grunde lebensfremd, weltferne, und zu streng in seinen Forderungen.

Zweifellos wird für den nächsten Anblick diese heutige Art mystischer Religion von manchen Schwierigkeiten weniger bedrückt. Sie muß, scheint es, keine Rechenschaft geben auf so peinliche Fragen, wie denn der gute allmächtige Gott die schreienden Ungerechtigkeiten des Weltlaufs dulden könne. Ist doch ihr Gott ein in und mit der Weltentwicklung „werdender“ Gott, ja ein in ihr Leid notwendig sich versenkender „leidender“ Gott; „die Ge-

schichte der Welt" ist „die Geschichte seiner eigenen Erlösung". Und „diese Erlösung Gottes ist die Tat des Menschen"; des Menschen Sehnsucht nach schöpferischer Neugeburt ist die Selbstverwirklichung des zu erlösenden Gottes. Dadurch unterscheidet sich diese moderne Mystik, denn Mystik ist ja das Lieblingswort der modernen Frömmigkeit, von der früheren; sie will sie mit Bewußtsein überbieten durch ihren „Tatcharakter".

„Schaffen wir eine Religion des Lebens, der selbsterlösenden Kraft des Menschen!" „Der menschliche Wille wächst in kosmische Weiten." Doppelt anziehend wirken solche Programme auf eine nach dem unerhörten Niedergang für einen unerhörten Aufbau begeisterte Jugend, wenn importierte indische, kabbalistische, theosophische Weisheit, so oft ein gefährliches Narkotikum für müde Seelen, mit Bewußtsein abgelehnt wird von solchen Aufrufen zu „lebendiger Tatreligion".

Wir wollen nicht aufhalten mit der Frage, ob derartige Religion für alle sein könne und nicht ihrer Natur nach Geheimreligion gewisser Kreise der Bildung bleiben müsse. Auch ist von manchen ihrer Anhänger die Klage laut geworden, daß sie stärker sei im Verneinen, im Zerbrechen der alten Tafeln, als in klarer Bestimmung des Neuen, das sie bringen wolle; und daß es ihr weithin fehle an Kraft und Geltung im wirklichen Leben, weil ihre Botschaften nicht dem wirklichen Lebensgefühl der in der Wirklichkeit dieser Welt kämpfen-

den Menschheit entsprechen. Nicht wenigen der zuerst Kühnsten wird im Verlauf dieses Kampfes bange um ihre Gottähnlichkeit. Die Grundbestandteile des Evangeliums von der Gottesherrschaft, der jenes bestimmten Gottes der heiligen Liebe, steigen dann wieder im Wert. Man fragt sich, ob denn das Wort „Gott" nicht zum leeren Schall werde, wenn Gott und Welt nicht ernsthaft unterschieden sind, und ob nicht die erhabenen Gedanken von dem menschlichen Schöpferwillen Lügen gestraft werden von der selbsterlebten Schwachheit des guten Willens und von der Erfahrung des größten der Übel, des Schuldgefühls. Aber bleiben nicht die Bedenken, die gegen die christliche Antwort auf diese letzten Fragen sich erheben, doch zu schwer und unüberwindlich?

Dies führt uns auf den zweiten Punkt, der oben hervorgehoben wurde. Der nächste Eindruck, den „er" dem modernen Menschen macht, ist ein fremder, „unsympathischer", nicht nur wegen des Inhalts seiner Verkündigung, sondern ebenso wegen des *Anspruchs*, den er für sich erhebt im Verhältnis zu dieser Verkündigung.

Nun, könnte nicht, was zuerst als ein neuer Anstoß erscheint, gerade das Mittel sein, jenen anderen zu beseitigen? Nicht selten erweist sich in der Welt des Geistes das zunächst Anstößige als das im Grunde Richtige, als des Rätsels Lösung. Machen wir uns einfach klar, woran die Überzeugung von der Wahrheit der Religion

hängt. Immer an einem Doppelten. Einmal daran, daß die Gemeinschaft mit Gott ihrem Inhalt nach uns als das Unüberbietbare, unbedingt Höchste zum Bewußtsein kommt; von diesem Inhalt war soeben die Rede. Zum anderen daran, daß wir uns von der vollen unbezweifelbaren Wirklichkeit dieses Unvergleichlichen, also von der Wirklichkeit Gottes, zweifelsfrei überzeugen können. Aber wie gewinnen wir dieses Vertrauen auf die Wirklichkeit Gottes, den Zugang, wie Luther einmal sagt, zum wichtigsten Buchstaben im Alphabet: ich glaube, daß Gott mein Gott ist?

Der scheinbar sicherste Weg, den einst viele beschritten, um diesen Zweck zu erreichen, ist dem modernen Menschen verschlossen. Nämlich der Weg eines zwingenden Verstandesbeweises. Nur halbgebildete Nachzügler der geistigen Entwicklung können noch darüber sich und andere täuschen. Auch ethische und ästhetische Überzeugungen können nicht andemonstriert werden. Ließen sich religiöse so gewinnen, dann wäre der gelehrteste Theologe notwendig der beste Christ. Die Erkenntnis vom Wesen der Religion hat daher den Wahn endgültig zerstört, daß ihre Wahrheit auf die genannte Weise erhärtet werden könne. Und die ganze Hochschätzung der Mystik, von der wir sprachen, ist selbst ein Zeugnis dafür, daß man von solchem Wahrheitsbeweis nichts mehr wissen will. Im unmittelbaren religiösen Erleben selbst sieht man den Beweis für die Wahrheit solchen Erlebens; das Geheimnis Gottes

erweise sich in der geheimnisvollen Tiefe der religiös-lebendigen Menschenseele als Wirklichkeit. Aber gerade die begeistertsten Vertreter dieser mystischen Frömmigkeit klagen nicht selten am ergreifendsten über die Schwankungen und Unsicherheiten ihres Erlebens, über das Verlassensein von gewisser Zuversicht, wenn sie ihrer am meisten bedürften. Jeder wirklich Fromme meint eben, wenn er das Wort „Gott" ausspricht, etwas irgendwie von der Welt zu Unterscheidendes und mit der eigenen Seele, mag diese noch so tief ihre Einheit mit der Welt fühlen, nicht in eins Zusammenfallendes; wie vermöchte er dann sein eigenes Erleben als zureichenden Grund anzusehen, daß er wirklich „Gott" erlebt?! So unvergleichlich stark ist das Verlangen des Frommen nach der Wirklichkeit Gottes, daß er, wenn man ihn auf sein mystisches Gotterleben hinweist, sich vor die Zumutung gestellt sieht, seinen Hunger mit seinem Hunger zu stillen.

Demgegenüber ist es in allem Wechsel der einzelnen Vorstellungen die dankbare Freude der christlichen Gemeinde gewesen, daß sie diesen Hunger nach der Wirklichkeit Gottes gestillt findet gerade darin, daß „er", nach dem sie heißt, den Anspruch macht und rechtfertigt, der zuerst so vielen zum Anstoß wird, nämlich daß er durch den Gesamteindruck seiner Geschichte über den Zweifel an der Wirklichkeit des Gottes hinausführt, den er verkündigt. Gewiß, er führt zu einem unmittelbaren Erleben Gottes; was wäre denn Religion ohne solches? Aber dies Unmittelbare ist nicht

auf sich selbst gestellt, sondern getragen dadurch, daß er den Eindruck macht, in dieser wirklichen Welt, die uns die vielen Zweifel an Gott weckt, wirke Gott in ihm so auf uns, daß wir Vertrauen zu seiner Wirklichkeit fassen können. Wie er diesen Eindruck hervorruft, durch sein Reden, Handeln, Leiden und ganzes Schicksal, auf Grund seines Berufs- und Selbstbewußtseins, das ist im ersten Abschnitt dieser Betrachtung ausgeführt worden und müßte eigentlich wiederholt werden, um in seiner Bedeutung für uns unzweideutig hervorzutreten. Kurz: „er" wirkt und ist so in dieser sichtbaren, wirklichen Welt, wie er sagt, daß der ewige, unsichtbare Gott wirke und sei. Das Geheimnis seiner Kraft ist, daß er in Liebe dient, in einer die Majestät des Guten voll anerkennenden, ja überhaupt erst voll zur Erscheinung bringenden und zugleich das Böse durch Verzeihung überwindenden Liebe. Hölderlin hat einmal, fern aller dogmatischen Ausprägung, das wunderbare Wort gefunden: (in ihm) „sein Äußerstes tat der Vater und sein Bestes, unter Menschen wirkete wirklich". Und das in einem Zusammenhang, da er, der große Philhellene, um eben jenes Eindruckes willen „ihn" über das hellenische Pantheon erhebt. Auch in den „Wanderjahren" finden sich Worte, die einen ähnlichen Eindruck ausdrücken. „Er steht auf seinem Punkte fest; er wandelt seine Straße unverrückt, und, indem er das Niedere zu sich heraufzieht, indem er Arme, Kranke, Unwissende seiner Weisheit, seines Reichtums, seiner

Kraft teilhaftig werden läßt und deshalb sich ihnen gleichzustellen scheint, so verleugnet er nicht von der anderen Seite seinen göttlichen Ursprung." „Was gehört dazu, die Erde nicht allein unter sich liegen zu lassen und sich auf einen höheren Geburtsort zu berufen, sondern auch unter Not und Armut, Spott und Verachtung, Schmach, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja Sünde selbst und Verbrechen nicht als Hindernisse, sondern als Fördernisse des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen." Und das geschah eben in „ihm", „da sich einmal das Göttliche verkörpert hat". Mit der Erinnerung an solche Worte soll Goethe nicht „christianisiert" werden; aber sie weisen in die Gedankenrichtung, der wir folgen.

Damit haben wir aber nun schon den Ausdruck für den Eindruck, den „er" auf seine ersten Jünger wie auf die spätesten, die mit Bewußtsein sich zu ihm halten, macht, nämlich den: er ist Gottes „Offenbarung". Dies vielmißbrauchte Wort nicht verstanden im Sinne einer Lehrmitteilung von übernatürlichen Wahrheiten, sondern, wie ausgeführt wurde, im Sinne eines solchen Wirkens Gottes in seiner Person auf uns, daß persönliches Vertrauen auf Gottes Wirklichkeit in uns erweckt wird. Das Wort Schellings „nur Persönliches kann Persönliches heilen" findet hier seine tiefste Erfüllung. Jene Gewißheit von der Wirklichkeit Gottes, ohne die es keine

wahrhaftige Frömmigkeit gibt, gewinnen wir auf keine andere Weise, als wenn Gott selbst sich als wirklichen bezeugt. Wie aber sollte dies der Gott, den wir Christen meinen, der allmächtige Gott der heiligen Liebe, anders erreichen? Unmöglich durch ein noch so strahlendes, äußeres Wunder, nicht durch eine noch so eindringliche Verkündigung tiefsinniger Glaubenssätze, vielmehr nur in dem persönlichen Wirken eines solchen, der, wie es nach den Zeugnissen der ersten Gemeinde dargestellt wurde, sich eins weiß mit dem Wirken dieses Gottes und diesen seinen Anspruch durch sein ganzes im Tod vollendetes Wirken bewährt hat.

Viel zu weit würde die schöne Aufgabe führen, wiederum so einfach als möglich zu zeigen, wie in allen den vielen und mannigfaltigen anderen Ausdrücken, mit denen die Christenheit aller Zeiten jenen Eindruck wiedergab, oft in sehr unvollkommenen Formeln, in denen „er" kaum wiederzuerkennen ist, wie aber doch immer nur jenes Grunderlebnis der Offenbarung Gottes in ihm gemeint war, indem das unerschöpfliche Licht dieser Erkenntnis sich in allen Farben bricht. Das gilt zum Beispiel von dem großen Wort „Führer", welches Luther sinnig deutsch mit „Herzog" wiedergegeben hat. Es mag unserer Zeit, die arm an Führern ist und sehnsüchtig nach Führern ausschaut, besonders lieb werden. Es hebt eine besondere Seite an jenem Grundwort der „Offenbarung" hervor, gerade den Gedanken, daß die Offenbarung eine ganz

persönliche ist, daß „er“ Gott offenbart, indem er selbst an Gott glaubt, glaubend und betend sein Werk vollbringt, daß „er“ nicht eine „himmlische Erscheinung“, sondern volle menschliche Lebenswirklichkeit ist. Und das Wort Führer hat noch den Vorzug, daß es nicht von vornherein ein hohes Bekenntnis fordert, sondern ganz schlicht die Frage an uns richtet, ob wir, irgendwie angezogen von seinem Geiste, uns entschließen wollen, ihn als Führer anzuerkennen, ihm, wie er sagt, nachzufolgen. Er wird dann von selbst aus dem Führer, der einen klaren Weg zu hohem Ziele zeigt, zum „Weg“, der die Kraft zum Nachfolgen gebende, Mut schenkende Führer, der „Bahnbrecher“, der „eine Gasse macht“ durch seine Selbstaufopferung. Und wie ist gerade auch dieser Gedanke des Opfers im Dienst anderer uns im Weltkrieg wieder neu aufgegangen, so daß vielen auch seine Vertiefung zu dem Gedanken eines Opfers an Gott, eines für Gott wertvollen Dienstes, weniger fremd geworden ist. Alle die vielen Worte, die das von keinem Wort zu Erschöpfende ausdrücken möchten, fassen sich dann wieder zusammen in dem Worte „Mittler“. Die Linie von oben nach unten und von unten nach oben trifft sich in „ihm“, ohne deren Unterscheidung und Vereinigung wir den Begriff der Religion nicht vollständig erfassen. Denn was ist sie anderes als Gemeinschaft Gottes mit dem Menschen, des Menschen mit Gott?

In größerem Zusammenhang wäre noch eine Reihe von Fragen zu erörtern, Voraussetzungen und Folgerungen der Grundfrage, die uns beschäftigt hat. Sie erst würden durch Zerstreuung naheliegender Bedenken das bisher Ausgeführte als ein vollberechtigtes Glied im Ganzen unseres heutigen Geisteslebens rechtfertigen. Nur kurze Andeutungen können hier Raum finden.

Ein weitverbreiteter Einwand geht dahin: „er" könne doch nicht den Anspruch auf wirkliche Offenbarung machen, wenn die Anerkennung dieses Anspruchs auf den Glauben, das Vertrauen, gestellt werde; dadurch werde unserem eigenen Erfassen und Erleben doch zuletzt die entscheidende Stelle eingeräumt, und wieder zurückgenommen, was über die „Offenbarung" gesagt wurde. Dieser Einwand hat keine Kraft, wenn man sich nur in den wirklichen Vorgang hineinversetzt, von dem die Rede ist. Mehr Überführungskraft „ihm" als Gottes Offenbarung zuschreiben, eben eine zwingende Kraft, das hieße das religiöse Leben schädigen, ja in seinem innersten Wesen unmöglich machen. Was wäre ein zwingend hervorgerufenes Vertrauen? Ein Widerspruch in sich selbst. Soviel Überzeugungskraft von Gottes Wirken in ihm muß sein Wirken haben, daß wir dazu Vertrauen fassen können, aber nicht müssen. Solches Vertrauen wäre kein Vertrauen, kein persönliches, kein sittliches Verhalten, sondern ein Naturvorgang, wenn auch ein besonders kunstvoller. Zum Ver-

trauen gehört Wille, Wagen, Tat, so gewiß es nicht ohne Entgegenkommen, ohne Sichkundtun, Sichoffenbaren dessen, der um Vertrauen wirbt, zustande kommen kann. Es ist in keinem höheren Verhältnis menschlichen Vertrauens, der Freundschaft, der Liebe anders. Wie könnte es anders sein im höchsten Verhältnis des Vertrauens zu Gott? Die Worte Kants am Schluß der „praktischen Vernunft" sind noch nie widerlegt worden, weil sie nicht widerlegt werden können: „Würden Gott und Ewigkeit, mit ihrer furchtbaren Majestät, uns unablässig vor Augen liegen . . ., so würde die Übertretung des Gesetzes freilich vermieden, das Gebotene getan werden . . ., aber aus Furcht. Das Verhalten der Menschen würde in einen bloßen Mechanismus verwandelt, wo, wie im Marionettenspiel, alles gut gestikulieren, aber in den Figuren doch kein Leben anzutreffen sein würde." Was Kant hier zunächst vom moralischen Handeln sagt, gilt noch mehr und noch tiefer von der Religion, zuhöchst von unserer sittlichen Religion.

Kant schließt dort mit dem Bekenntnis, daß die unerforschliche Weisheit, durch die wir existieren, nicht minder verehrungswürdig ist in dem, was sie uns versagte, als in dem, was sie uns zuteil werden ließ, nämlich indem sie uns eine zwingende Erkenntnis Gottes versagte. In diesen Worten liegt im Keime die Antwort auf ein anderes Bedenken. Noch wirkt in weiten Kreisen das

Vorurteil nach, als ob unsere Erkenntnis eine gleichartige sein müsse, und zwar die des mathematisch-naturwissenschaftlichen Erkennens. Wir durften uns überzeugen, daß diese Meinung je länger je mehr als ein Vorurteil entlarvt wird, namentlich daß die weitverbreitete Anerkennung mystischer Frömmigkeit (so gewiß sie uns nicht genügte) geradezu einen grundsätzlichen Bruch mit jenem Vorurteil bedeutet. Würde dieser Bruch ein allgemeiner, so wäre ein Haupthindernis beseitigt, das unsere Gebildeten oft eine unbegründete Zurückhaltung gegenüber der Religion und vollends dem bestimmten Christentum einnehmen läßt. Diese Erwägung, womit wir zu dem Grundgedanken des Abschnitts „Glauben" zurückkehren, darf aber hier mit einem hoffnungsreichen Ausblick auf manche Stimmen philosophischer Jugend schließen. Nicht als ob, im Widerspruch mit allem Bisherigen, nun doch ein zwingender Beweis für das Recht des Glaubens empfohlen werden sollte. Aber darüber ist doch nie ein Zweifel gelassen worden, daß in der Tat „nichts mit zwingenden Gründen des Verstandes gegen sein Recht" ausgemacht werden darf, wenn anders das gute Gewissen des Glaubenden soll bestehen können, weil die innere Einheit unseres Bewußtseins. Und diesen großen Zweck förderte eine Fülle sorgsamer Untersuchungen über die tiefsten Fragen der Erkenntniskritik; es sei nur wenigstens an die Behandlung des Kausalgedankens erinnert. Sie sind um so wertvoller, wenn sie selbst alle Unklarheit,

die, im Zusammenhang mit der Wendung zur „mystischen" Religion, sich an Begriffe wie Intuition u. ä. heften, bewußt ausscheiden.

Zugleich mit solchen Erwägungen würde auch ein dritter Einwand behoben: Das Christentum wolle die absolute Religion sein, und davon könne in der unendlichen Entwicklung der Menschheit vernünftigerweise nicht die Rede sein. In Wahrheit verkennt dieser Einwand wiederum den Unterschied der Welt des zwingenden Wissens und des Glaubens, der Überzeugung. Man verlangt einen der Natur der Sache nach unmöglichen Beweis, ehe man sich für „ihn" entscheidet. Hat man das getan, hat man ihm sein Vertrauen zugewendet aus den oben besprochenen guten Gründen, so verbindet sich mit dem Dank, daß man von dem Gedanken bloß endloser — aber eben darum auch zielloser — Entwicklung frei geworden ist, die Gewißheit, daß man von diesem festen Punkte aus der unendlichen Entwicklung sich froh und frei hingeben und auch dem kühnsten Entwicklungsfanatiker sich überlegen wissen darf, weil man nie am Ende und doch zugleich immer am Ziel ist, in der Gemeinschaft mit dem ewigen Gott.

Zum Schluß ein Wort über einen oft gehörten praktischen Vorwurf: die Geschichte unserer Religion, das heißt aber zuletzt nach ihrer eigenen Meinung „er",

habe sich in den bald zweitausend Jahren wirkungsarm erwiesen, ohnmächtig gegen die tausend Nöte und Rätsel der Wirklichkeit. Der Vorwurf ist doppelt verständlich in einer so weithin unverständlichen Zeit, wie der Gegenwart. Ihm gegenüber darf „seine" Gemeinde, ganz abgesehen von der oft mit Händen zu greifenden Ungerechtigkeit des Vorhalts, die Gegenfrage tun, ob nicht, was wir die Ohnmacht des Evangeliums nennen, vielmehr darin begründet sei, daß man es nicht seine volle Wirkung ausüben läßt. Die Gemeinde ist zu dieser Gegenfrage desto mehr berechtigt, je mehr sie an sich selbst den höchsten Maßstab der von „ihm" ausgehenden Kritik anlegt und auch von dem Gegner bereitwillig lernt, der ihr vorhält, „erlöster" müßten die Christen sich beweisen, wenn er an ihren Erlöser glauben solle. Dann wird sie sich und ihre Gegner mit der Zuversicht erfüllen, daß dieses Evangelium von „ihm" nicht „schon", sondern „erst" zweitausend Jahre alt ist und „er" auch in unserer wirren Zeit zu neuem Siege sich rüstet.

„Wir“

„Wir" — „Schlagbaum, halt! wer da?" möchte man mit Hippel sagen. Wer sind die „Wir?" Sind wir nicht untereinander unendlich verschieden? Vollends wenn wir an die Geschlechter vor uns denken, oder gar die nach uns?

Ein Beispiel! Vor etwa fünfzig Jahren war ein bestimmtes „Wir" in aller Mund. Das, dem der Verfasser des „Alten und Neuen Glaubens" dieses Buch widmete. Der Kreis, mit dem er sich zusammenschloß, umfaßte so ziemlich alles, was damals als „Bildung" sich fühlte, in Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie, Zivil und Militär. Mit welchen Gefühlen lesen wir das heute! Wer darüber spötteln wollte, wäre armselig; denn, was einmal eine geistige Macht war, können nur die Nachkommenden gering achten, die sicher sein dürfen, mit mindestens dem gleichen Recht demselben Schicksal entgegenzugehen. Aber wie fremd ist uns jene Schilderung der „Wir" in ihrer optimistischen Kulturseligkeit geworden! Ein ganz anderes Wort desselben Mannes ergreift uns noch heute immer wieder. „Was blieb dir, Seele, nun, als daß mit Ernst du in dir selber ruhn, du sterben lernst!" Warum? Weil es etwas allgemein Menschliches fein und zart ausspricht! Und das Buch, das sein Lebenswerk ausmacht, ist noch weniger nur vergangen, weil es von „ihm" handelt, von der Geschichte, an der keiner vorbeigehen kann, der ihr in seines Lebens Geschichte begegnet.

Das Beispiel mag uns zeigen, daß es wohl der Mühe wert ist, über das „Wir" sich zu besinnen. Und es darf ein wenig voraus auf das Ziel deuten, zu dem solches Nachdenken führen möchte. Nämlich zu der Erkenntnis, daß die ungeheure Verschiedenheit der jeweils lebenden „Wir" doch gewisse gemeinsame Grundzüge nicht ausschließt, vielmehr, je rückhaltloser man der Verschiedenheit nachgeht, desto deutlicher hervortreten läßt. Aber auch, daß das Gemeinsame immer unaufhebliche Grenzen zeigt, so daß nicht alle als die „Wir" zusammengehören, die überhaupt in Betracht kommen können, wenn es sich um die persönliche Stellung zu den Größen „Glauben", „Das Buch", „Er" handelt, die unser Nachdenken bisher beschäftigt haben. Und doch wird zugleich die Hoffnung gestärkt, solcher „Wir" seien es doch viele, ja es möchten alle aufgefordert sein, in ihre Gemeinschaft einzutreten.

Beschränken wir uns auf unserer Entdeckungsreise nach dem Wesen dieser „Wir" auf unsere Gegenwart und ihre nächsten Voraussetzungen! Lassen wir uns die Schwierigkeiten des Unternehmens nicht schrecken: daß uns die „geschichtliche Ferne" zu einem sicheren Urteil fehlt, daß wir alle „heutige Menschen" sind, daß die „Weltanschauung" dieses heutigen Menschen trotz des großartigen Worts für die allermeisten nur eine unbestimmte Stimmung bedeutet. Was alles ist, auch nur vom Jahr

1870 oder 1900 an gerechnet, über „das moderne Bewußtsein“ gedacht und fast noch mehr geschrieben worden, Geistvolles und nur Geistreiches und letzteres im Übergang zum Unverständlichen!

Am Anfang des neuen Jahrhunderts veranstalteten bedeutende Zeitungen Umfragen bei allerlei Größen des Tages, worin sie das Charakteristische, die Signatur dieses Zeiteinschnitts sehen. Eine der Antwortensammlung lautet: „Elektrizität“, „Wundbehandlung“; „Vegetarianismus“, „Abstinenz“; „Reizsamkeit“, „Wirklichkeitssinn“; „Eugenie“, „Rassenproblem“; „Materialismus“, „Spiritualismus“; „Immanenz“, „Monismus“, „Entwicklungsgedanke“; „Sozialismus“, „Individualismus“; „Imperialismus“, „Militarismus“, „Pazifismus“; „Kulturoptimismus“, „Kulturpessimismus“. Auch Namen konnten in den Vordergrund gerückt werden: „Nietzsche“, „Ibsen“, „Tolstoi“, und diese Liste wäre jetzt stark zu vermehren. Man könnte einwenden: die Erinnerung an solche Charakteristiken diene mehr der Karikatur als der schlichten Wahrheit. Man solle sich vielmehr an die ernsten Definitionen halten. Etwa: „Subjektivität“, „Individualismus“, „Autonomie“, „Relativismus“, all das im Denken und Handeln, gegenüber „Objektivität“ und „Gültigkeit absoluter Maßstäbe“ in der zusammengebrochenen „autoritativen Kirchenkultur“. Sachlich sei dies moderne Bewußtsein, das die bisher genannten Worte mehr nach der formellen Seite ausdrücken, im

wesentlichen durch die Stichworte „Monismus" und „Immanenz" gegenüber „Dualismus" und „Transzendenz", gekennzeichnet und zusammengefaßt in dem Lieblingswort „gesetzmäßige Entwicklung". Gewiß sind das alles wichtige und in die Tiefe der Erkenntnis führende Begriffe; aber unleugbar sind sie in sich selbst noch viel zu unbestimmt, weil für alle mögliche sachliche Ausfüllung offen. Daß dies keine bloße Möglichkeit ist, sondern eine folgenschwere Wirklichkeit, bringt jene freilich seltsame Antwortentafel eindringlich zum Bewußtsein. Nennen doch berühmte Wortführer der Zeit rein Entgegengesetztes als ihr eigentliches Wesen.

Dabei ist für den Zweck, um dessen willen hier überhaupt auf die Frage des modernen Bewußtseins ein wenig mußte eingegangen werden, eines entscheidend. Dieses Bewußtsein ist, man mag es fassen wie man will, in all seiner Unbestimmtheit an einem Punkt sehr bestimmt, eben in dem für uns hier entscheidenden. Im letzten Grund ist es Bewußtsein von der Unermeßlichkeit der natürlichen und geistigen Welt, die sich dem Menschengeist immer breiter und tiefer erschließt, und ein eben dadurch hervorgerufenes unbegrenztes Selbstbewußtsein des menschlichen Geistes. Dieses Welt- und Selbstbewußtsein aber drängt naturgemäß ein starkes Gottesbewußtsein in den Hintergrund und tritt an seine Stelle. Nicht, als ob das so sein müßte. Wir möchten umgekehrt zeigen, daß dieser Steigerung menschlichen Selbst-

und Weltbewußtseins eine Vertiefung des Gottesbewußtseins zur Seite gehen, als sein allein tragfähiger Grund erkannt werden sollte. Und wir werden noch genug von der „religiösen Welle" zu reden haben, die über unsere Zeit geht. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß jenes moderne Bewußtsein zunächst mit Notwendigkeit ein gottfremdes, daß der Mensch nicht nur Priester und Prophet, sondern der Gott der unendlichen vom Menschengeist beherrschten Welt wurde.

Was ist aber dann die unweigerliche Folge solcher Voraussetzungen? Mit einem Wort: ein weitgreifender Skeptizismus. Wenn, wie gezeigt, anerkannte geistige Führer von weithin denselben Grundsätzen des Denkens aus zu so entgegengesetzten „Weltanschauungen" kommen, wie sollte das nicht jede feste Überzeugung, jede Zuversicht zu einer letzten Wahrheit erschüttern? Und was bei den oberen Zehntausend der Bildung eine Weile erträglich sein mag, wie wird es sich in den Massen, den „gebildeten" und „ungebildeten", widerspiegeln? Und was wird geschehen, wenn gefestigte Ordnungen eines im Äußern „glücklichen" Daseins zerbrechen? Tieferblickende hatten auf die Gefahr, die in dem Mangel an gemeinsamen Grundüberzeugungen innerhalb eines Volks und der Menschheit liegen, längst hingewiesen. „Wir glichen einem Orchester, in dem jeder eine andere Melodie oder zwar dieselbe, doch je aus einer anderen Vorzeichnung spielte." Aber in weitverbreitetem Kulturoptimis-

mus, den der fortschreitende Wohlstand zu rechtfertigen schien, tröstete man sich, daß „die Entwicklung selbst" „die unerfreulichen Begleiterscheinungen" allmählich beseitigen werde, wenigstens in den Kreisen, die am reichlichsten zu Worte kamen. Weithin in eben denselben, die nach dem Zusammenbruch am lautesten von der „Demaskierung der weltgeschichtlichen Kulturtragikomödie" sprechen und die Botschaft vom Untergang des Abendlandes am widerstandslosesten sich aneignen.

Die „Wir", die wir meinen, mit denen vom „Glauben", vom „Buch", von „Ihm" zu reden einen Sinn hat, sind die Geschilderten gewiß nicht. Also verengt sich, zunächst wenigstens, der Kreis der „Wir", worauf zu Anfang hingewiesen wurde. Aber es gilt noch viel genauer die Stimmung der Gegenwart zu erkennen, wenn wir ein genaues Bild der „Wir" bekommen wollen, die wir meinen. Gewiß, jener in seinen tiefsten Wurzeln aufgedeckte Skeptizismus ist eine Großmacht im modernen Bewußtsein. Und wer sich gegen sie gefeit glaubte, würde bald an irgendeinem Punkt erfahren, wie tief er davon beeinflußt ist. Dasselbe gilt von einem andern Schlagwort, dem wir in zunehmendem Maß begegnen und dessen Bedeutung in der Stille noch viel weiter greift. Das ist das tiefe Gefühl der Ermüdung, oft am meisten vorhanden, wo man es sich am wenigsten eingesteht. Ermüdung, Folge und wieder Ursache jenes Skeptizismus, jener Überzeugungslosigkeit.

Und das Wort aus grauer Vergangenheit, auch aus einer Zeit des Zusammenbruchs, ist in neuer Weise wieder wahr geworden: „wenn wir schon müde sind, läßt man uns doch keine Ruhe". Auch von diesen Müden, wenn sie nur müde sind, müssen wir Abschied nehmen. Sie kommen für uns nicht in Betracht. Sie haben ihren Abschied genommen vom Leben, vom wirklichen Leben der Geschichte, auch wenn sie manchmal viel Aufhebens von sich machen und mit ihren großen, zerrissenen Herzen nicht nur unser Mitleid, sondern unsere Bewunderung gewinnen wollen.

Allein wo finden wir unter den Lebendigen, unter den Handelnden, unter den Menschen der Zukunft die rechten „Wir"? Auch unter ihnen gilt es noch einmal eine durchgreifende Scheidung, einen scharfen Trennungsstrich. Denn: unter jenen Überzeugungslosen, wenn man an die letzten Überzeugungen denkt, gibt es keineswegs nur müde, inaktive Menschen, sondern nach ihrer eigenen Meinung, wie im Urteil weitester, weil gesinnungsverwandter, in Wahrheit gleich gesinnungsloser Kreise, äußerst „vive", „immer tätige", durchaus „praktische" Menschen. Aus dem vielstimmigen Chor der Skepsis: „Was ist Wahrheit?" hören sie eine unumstößliche „Wahrheit" heraus und wissen sich um dieser ihrer Wissenschaft willen als die allein „Vernünftigen". Gibt es nicht etwas Festes im Wirbel des Unsicheren,

etwas durchaus „Reales“, Brauchbares, Erfreuliches? Erfreuliches für sie selbst jedenfalls; mögen die andern, die sie auf ihrer Jagd nach dem Glück, das heißt nach dem Geld, beiseitewerfen und niederfahren, für sich selbst sorgen durch dieselbe „Weisheit“. Nun, was sollte solchen „Wir“menschen ein Wort vom „Glauben“ (sie „sehen“ ja alles), vom veralteten „Buch“ sagen, was hätte „Er“ ihnen zu sagen?

Das ist zu selbstverständlich, um begründet werden zu müssen. Aber nun gilt es, die feineren Unterschiede zwischen allen andern, die jenen gegenüber zunächst deutlich zusammengehören und die wir unwillkürlich zunächst sämtlich als Bundesgenossen grüßen, zu erwägen. Der Gegensatz zu jenen ist so groß, daß sie allein als die wahren Menschen, dieses Namens würdig, erscheinen. Und was sie verbindet, ist, wenn wir zuvörderst es so allgemein als möglich bezeichnen, daß sie etwas „glauben“, daß sie ein „Geheimnis“ kennen. Alle möglichen Worte kann man dafür brauchen und sich doch wohl verstehen. Man kann sagen: sie leugnen nicht „die Hintergründe des Daseins“, sondern anerkennen sie, suchen sie, ehren sie. Oder: sie wollen dem „Gesetz des ewig Vorläufigen“ entrinnen. Oder: sie fliehen nicht mehr vor der Lebensfrage „Woher und Wohin?“ Oder: sie haben begonnen, sich zu „verwundern“ und haben irgendwie „Ehrfurcht“ vor dem, was sie zur Verwunderung treibt,

vor dem Geheimnis „über uns, um uns, unter uns, in uns". Nicht als ob sie hinter irgendeinem andern zurückstehen müßten an Erkenntnismut und Mut zum Handeln in dieser sichtbaren Welt, sie glauben vielmehr darin den andern überlegen zu sein; glauben das „Begreifliche zu erforschen" mit einzigartiger Begeisterung und Treue, gerade weil sie „das Unbegreifliche verehren", glauben, das dem Willen Erreichbare am kühnsten und ausdauerndsten zu verwirklichen, gerade weil sie etwas ahnen von unsichtbarer Kraft. Wie mannigfaltig aber ihre Worte und ihre damit ausgedrückten Erlebnisse sind, sie spüren einander ab, daß sie zu einer großen Gemeinschaft gehören, erkennen sich ohne besondere Merkzeichen, wissen sich im Besitz eines großen Schatzes, der sie, ob er ihnen gleich auch eine Quelle vieler Not ist, um keinen Preis tauschen läßt mit jenem anderen Menschengeschlecht ohne Geheimnis und ohne Ehrfurcht.

Bei ihrer Schilderung wollte sich unwillkürlich ein noch zurückgehaltenes Wort auf die Lippen drängen. Hätten wir es nicht sofort aussprechen, die geschilderten Menschen als solche bezeichnen sollen, die „Gott" ahnen und suchen, als religiöse Menschen? Aber manchmal nicht die Ärmsten unter ihnen sind ängstlich, vor der Zeit so sich zu nennen, ehe die Sache ihnen gewiß ist, das Wort zu brauchen. Und „wir" vergessen nicht, daß jenes „Verwundern" nicht notwendig sofort zur „Religion" führt, daß es gemeinsame Wurzel wie für die

Religion, so auch für die Philosophie ist, daß beide im „Geheimnis" ihre Heimat haben. Aber nun dürfen wir auch guten Gewissens sagen: je persönlicheren Ernst solche edle Menschen mit ihrer „Philosophie" machen, je mehr sie ihnen wirklich ein Verlangen nach Weisheit, nicht nur nach Wissen wird, desto mehr werden sie in irgendeiner Weise erleben, was an dem viel mißdeuteten Worte wahr ist: „Das ist das Ende der Philosophie, zu wissen, daß wir glauben müssen"; desto mehr wird aus ihrem unwiderstehlichen Drang, das große Geheimnis des Daseins zu lösen, ein demütig mutiges Wollen, es zu verehren. Sie sind, je wahrhaftiger sie gegen sich selbst werden, desto sicherer bewahrt, nun doch in ödem Skeptizismus zu versinken oder ihn mit dem erhabeneren Namen des Agnostizismus zu verbrämen; sie lernen in heißem Bemühen die unaufheblichen Grenzen zwingenden Wissens und das innere Recht des „Glaubens" kennen. Und nun gilt von diesen „Glaubenden" noch mehr, was zuvor von allen gesagt war, die überhaupt „sich verwundern" können, daß sie sich verwandt und zueinander gezogen fühlen als ein adeliges Geschlecht, als wahres Menschentum. Es liegt eine tiefe Wahrheit in dem Wort: „Männer wie Goethe und Bismarck werden uns viel wirkungsvoller als in ihren Riesenwerken, wenn uns ihr Ringen um Frieden mit Gott sichtbar wird."

Aber wiederum können wir hierbei nicht stehenbleiben. Auch in der Gemeinde der Religiösen bemerken wir

wichtige Unterschiede. Wiederholt begegneten wir bei unserem tastenden Gang durch das Labyrinth des inneren Lebens dem Kreis von „Glaubenden", die auf ihr Panier das Wort „mystische" Religiosität geschrieben haben und die in der Gegenwart zweifellos an Zahl und Eindrucksfähigkeit gewonnen haben. Die manchmal erwähnte „religiöse Welle" trägt, soweit überhaupt faßbar, weithin das Gepräge dieser „mystischen" Frömmigkeit. Aber wer sich frei weiß von jeder Unterschätzung, darf fragen: ist darin nicht oft mehr unbestimmtes Gefühl, als klares, vernünftiges Wollen, und insbesondere mehr Ästhetik als Ethik? In dieser Hinsicht werden die mystischen Frommen nicht selten übertroffen von jenen Zaghaften, die dem Gedanken „Gott" ausweichen, aber mit starker Seele dem „Guten" dienen wollen. Ja wir Freunde der christlichen Religion lassen uns gerne von solchen Menschen, die zunächst nicht religiös sind und es nicht sein wollen, die aber das „Du sollst" zum Leitstern ihres Lebens machen, erinnern, welch zweifelhafte Größe ein Frommseinwollen ohne Gutseinwollen ist, ja welch unberechenbare Schädigung der wirklichen Religion durch diese ihre Vertreter erwächst. Wir erfreuen uns an jener Vision, mit welcher der Dichter die letzten Augenblicke des sterbenden Reformators verklärt, da „auf der grauen Wolkenbank mit purpurnem Rand aufrechte leichte Wolkengebilde in rosigem Schein schweben, wie ein Geisterzug, der eine Weile innehält. Das waren wohl die Seligen, die den Helden in

ihre Mitte riefen, und zwar, wie er einst geschrieben, nicht nur die Heiligen des Alten und Neuen Testaments und der Christenkirche, sondern auch die rechtschaffenen Heiden: Herkules, Sokrates, Aristides, die Katonen und Scipionen." Das ist derselbe Gedanke, den der größte Künder des Evangeliums in der Völkerwelt in seiner Tiefe gefaßt so ausdrückt, daß Gott denen, „die in Ausdauer guten Werks nach Herrlichkeit, Ehre und Unvergänglichkeit trachten, ewiges Leben geben wird". Nicht als sollte der Glaube an die Gemeinschaft mit dem erlösenden Gott zugunsten des menschlichen Strebens entwertet oder ihm irgendwie doch gleichgesetzt werden; aber sein Wort ist ein unanfechtbares Zeugnis von dem ewigen Bunde des „Fromm" und „Gut" gerade in unserer Religion, eine nie zu beseitigende Warnung vor dem Wahn ihrer möglichen Trennung durch irgendeinen frommen Schein.

Und daraus ergibt sich eine wichtige Folgerung. Wir müssen noch einmal den Kreis der „Wir", den wir zu bestimmen suchen, enger fassen. Gewiß nicht, um ihn äußerlich zu verengen, gerade um ihn zu öffnen für alle, die innerlich hinein gehören. Aber das eben ist die entscheidende Frage, ob mit der Unzertrennlichkeit des Fromm- und Gutseins rückhaltloser Ernst gemacht wird. Das heißt aber, ob man ein Mensch ist oder werden möchte, der „aufhört, etwas scheinen zu wollen, was er nicht ist". Einer, der sich gar nicht mehr über sich selbst

täuscht. Einer, der die Tiefe seiner „Ichsucht" erkennt, die Macht der Selbstsucht, von der auch die besten Regungen und Handlungen nicht frei sind; die selbst unsere Frömmigkeit vergiftet, vielmehr uns gar nicht wahrhaft fromm werden läßt, weil sie der Feind aller reinen Ehrfurcht und alles echten Vertrauens ist. Und einer, der darin nicht ein trübes Verhängnis, sondern eigene Schuld erkennt und anerkennt. Auch an diesem Punkt hat die Wahrheit unter frommem Schein zu leiden gehabt: unter heuchlerischer Selbstverkleinerung, unter übertreibend gesteigerter Selbstanklage, als wären wir schuldhaft verantwortlich auch für das, was Schicksal ist, nicht persönliche Tat. Aber die aufrichtige Selbstprüfung, zu der „das Buch" und „Er" in ihm anleitet, weiß den schmalen Pfad der Wahrheit zu finden, auf dem sie in die wirklichen, nicht eingebildeten Abgründe jener Selbstsucht schaut, und das bitterste Gericht, das persönlicher Schuld, weil unentrinnbarer Verantwortlichkeit, über sich ergehen zu lassen den Mut faßt.

Das sind die „Wir", für die „Er" da ist.

Allein noch erhebt sich ein Einwand. Ist, was bisher gesagt wurde, nicht doch am Ende von einem ganz einseitigen Standort aus gesagt? Kurz von dem der „Alten" aus, der „Dahingehenden". Sie mögen etwa in derartigen Gedanken Ruhe und Befriedigung finden, freundlichen Abendschein zum versöhnenden Schluß eines

vergangenen Lebens. Ist nicht vergessen und verkannt, daß wir in einer Zeit der Jugendbewegung leben, die mit heißem Bemühen und kühnem Hoffen einer neuen, ganz andersartigen Zukunft sich entgegensehnt? In der Tat, es gibt „Alte", von denen die Jugend sich mit gerechtem Ingrimm löst, „Fertige", in denen sie nur Hemmung ihres heiligen Dranges sehen kann. Die echte Jugend, mag sie zu einer Liga sich verbünden oder nur in der Glut vorwärtsdrängenden Verlangens ohne Statuten und Paragraphen sich verbunden wissen, mag sie neu- oder freideutsch sich nennen oder auf völkische Bestimmtheit in ihrem Namen verzichten, alle echte Jugend darf für die im Grund allen gemeinsame Losung neuer „Lebensgestaltung aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit" Verständnis und Achtung erwarten. Findet sie die, so wird sie den jung gebliebenen Alten zustimmen, daß so herrliche Zielworte der bestimmteren Fassung bedürfen, weil sie sonst leicht Gefäße ohne Inhalt würden. Und dann wird Jugend und Alter sich unschwer darüber verständigen, daß die Jugendbewegung vor denselben letzten Fragen steht, die schon bisher die Menschen bewegt und deren verschiedene Beantwortung sie in die verschiedenen Kreise scheidet, die wir uns bisher vergegenwärtigten, als wir dem mannigfaltigen Verständnis des „Wir" nachgingen, rein auf die Gegensätze der innersten Gesinnung, nicht auf die äußeren Zweckverbände und Parteien im wirtschaftlichen,

gesellschaftlichen, politischen, kirchlichen Leben unseren Blick richtend. Oder genauer, wenn wir der Jugend, die den Namen verdient, gerne zugestehen, daß in ihr jene „Realisten" des Geldes keine Stätte haben, so finden wir, daß die großen Verschiedenheiten eines bloß idealistischen Strebens (so hoch wir es auch ehren) und wahrhaftiger Hinwendung zur Religion sich wiederum geltend machen, und daß in dem letzteren Kreise sich abermals fragt, ob damit nur mystische Frömmigkeit oder das Vertrauen und der Gehorsam gegen den lebendigen guten Gott gemeint ist, und auch wieder, in welcher Tiefe die Einheit von gut und fromm erlebt wird. Für all diese Unterschiede legen je länger je mehr die eigenen Zeugnisse aus der Jugendbewegung beredtes Zeugnis ab. Von „Fieber und Heil" in ihrer Mitte redet sie selbst; von „Drang nach der Tat und Angst vor der Tat"; von einem „Geschlecht, das außer seiner Sehnsucht keinen andern Reichtum hat als die Tiefe seiner Not und die Glut seiner Scham"; „Jungsein ist schön, aber nicht Jungseinwollen". Und im Blick auf die religiöse Frage: begnügt man sich „mit dem Gott in der eigenen Brust", hat man gar einen Gott, den „wir erlösen", „beten wir zu uns selbst"? oder trägt das Bild Gottes die Züge persönlichen Lebens und heiliger Liebe? Aber auch: „nicht was ist, was sein soll, ist die Frage". „Durch Selbstsucht verlieren wir uns an wertlose Ziele", „Dienen ist schöpferisches Leben", nicht darauf kommt es an, „daß

wir von Liebe und Dienst reden, sondern in glühender Liebe dienen". Und dann ist wieder der Markstein des Weges erreicht, an dem es sich entscheidet, ob wir fromm sind, „ohne das Gericht zu spüren und die Gnade zu suchen", oder — ob „Er" in den Gesichtskreis solcher Jugend tritt und als ihr höchster Befreier erlebt wird, indem er an sich bindet.

Also, auch im Blick auf die Jugend und gerade auf sie treten uns, wenn man nur auf die Hauptsache sieht, dieselben verschiedenen Gruppen und Kreise der „Wir" in der Stellung zu „Ihm" entgegen, wie überall.

Ob nun „Wir" und „Er", jung oder alt, zusammenkommen, weil beide zusammengehören, also aus welchen innersten Gründen, wie sie in „Ihm" und in „Uns" liegen, darüber ist das Wichtigste gesagt worden, als „Er" uns nach den Zeugnissen „des Buches" beschäftigte, wenn anders das Wort „Glauben" uns nicht ein bloßes Wort, ein mißdeutetes und mißverstandenes ist. Nur zur Verdeutlichung des dort Gesagten sei noch auf ein Doppeltes ausdrücklich hingewiesen. Einmal darauf, wie diese „Wir" in dem Gute, das „Er" anbietet, das er ihnen erst klarmacht, obwohl sie es als die eigenste Bestimmung empfinden, die höhere Einheit aller sonst ihnen leuchtenden und doch so widersprechenden Ideale finden, die Einheit des Innerweltlichen und Überweltlichen, des Individuellen und des Sozialen. Denn der

Gott, zu dessen Gemeinschaft „Er" sie führt, ist wirklich „Gott", nicht nur ein anderer Name für „Welt"; aber der Gott, der diese wirkliche Welt will und uns nicht in eine Traumwelt gestellt hat, sondern in seine Welt, die Gedanken seiner ewigen Liebe darin zeitlich zu verwirklichen. Darum kennen solche „Wir" keine feige Flucht aus der Welt, gerade weil sie die Heimat in Gott haben, und sind, mit den Worten eines Mannes zu reden, der, statt unausführbare Programme der Weltbeglückung zu dichten, an einem kleinsten Punkt die Not bekämpft, mit Aufopferung ihrer letzten Kraft bereit, „die Welt zu lieben", gerade weil sie „die Welt nicht mehr lieben", beides auf Grund davon, daß „Gott die Welt geliebt hat". Damit ist von selbst jenes andere Paar feindlicher Brüder versöhnt, der Gegensatz von Sozialismus und Individualismus in einer wirklichen Einheit, nicht in gefälligem Gedankenspiel, aufgehoben. Wiederum, weil Gott die Liebe ist, göttliche Liebe nur von Person zu Person besteht, aber nur zwischen solchen, die lieben wie Gott liebt.

Allein ist nicht auch dies höchste Gut, das „Er" leuchtend zeigt, doch zuletzt ein unwirkliches Ideal? Gerade die Liebe, in deren Namen alles Höchste und Beste zusammengefaßt ist, am Ende doch auch nur der Wunsch eines Traums? Das ist der andere Punkt, der noch einmal sollte betont werden. Aber gerade das ist die unvergleichliche Freude der „Wir", daß „Er" schenkt, was er fordert. „Der schenkende Übermensch, der

Sonne gleich, die auch das Ruder des Ärmsten vergoldet", bekennt, daß „er sich arm geschenkt". Unser „Er" hat in Kraft göttlicher Liebe, die ihn selbst reich macht, sich arm geschenkt, damit wir, in dieser Liebe reich geworden, anfangen können, ein wenig in Liebe zu schenken. Und auch davon ist doch das Nötigste gesagt worden, wie er dieses sein einzigartiges Werk, Vertrauen auf den Gott der Liebe zu wirken in der wirklichen Welt, durchgeführt hat und immer aufs neue durchführt. Wo immer „Er" empfänglichen Gemütern begegnet, es sei durch sein Bild, das der Inhalt „des Buches" ist, es sei durch sein Abbild in irgendeinem noch so unscheinbaren Menschen, in dem er „Gestalt gewonnen" hat, entbindet sich zwischen ihm und den von ihm Angezogenen eine Gemeinschaft, auf der einen Seite ganz ebenso verständlich, so natürlich, in allen uns wohlbekannten Formen geistiger Wechselwirkung, wie überall da, wo zwischen Menschen Vertrauen erwächst. So aber, und das ist sein Vorrecht, daß diese seine Wirkungen als getragen von der Wirklichkeit Gottes erlebt werden, als Durchgangspunkte des göttlichen Wirkens, und daß so an die Stelle der Opfer auf den Altären des „unbekannten Gottes" ein zuversichtliches, lebendiges „Glauben" tritt.

Ein zuversichtliches, in sich gefestigtes Glauben. Nicht ein schwankungsloses; vielmehr eines, das immer neu gewonnen werden muß, aber auch gewonnen werden

kann, weil es auf unerschütterlichem Grunde ruht. Die Rätsel des Weltlaufs drücken auch die Gemeinde, die sich um ihn schart. Ja, recht verstanden, mehr als die andern, in einzigartiger Tiefe. Denn weil sie zu Gott als der ewigen Liebe geführt sind, empfinden sie ernster, was ihr auf dem Weg durch die Zeit zu widersprechen scheint. Und wir brauchen nicht ausdrücklich hervorzuheben, wie die Rätsel der göttlichen Vorsehung gerade unserem Geschlecht wieder einmal als unerträglich scheinende Last auferlegt sind. Aber weil wir das rätselvollste Geschick, das Kreuz dessen, nach dem wir heißen, als Mittel für die Verwirklichung des höchsten Zwecks erlebt haben, können wir in fortschreitendem „Glauben" alles, was sonst unverständlich ist, in dasselbe Licht stellen, zuversichtlich und tastend für das eigene Erleben, wie im Blick auf andere, schweigend und doch vertrauend, wenn in der Einrichtung der Welt des Unbegreiflichen genug bleibt. Wenn unter solchem Kampf die Anfechtung des „Glaubens" wächst, wächst auch die Einsicht in die Unentbehrlichkeit dieses Kampfes, so gewiß Vertrauen „Vertrauen" sein soll, wovon schon oben die Rede war. Das drückendste Rätsel, das die „Wir" kennen, ist im Grunde das gerade für sie durch „Ihn" gelöste: nicht das des Übels als Schicksal, sondern das Rätsel der Schuld.

So schließt sich denn alles, was über die „Wir" zu sagen war, unlöslich zusammen mit dem, was „Er"

ist. Jene sind, was sie sind, weil „Er“ so ist, wie er ist. Unendlich verschieden in allen möglichen Dingen sind sie in dem einen gleich, das für sie zum einen Notwendigen geworden ist, in dem Verlangen nach dem lebendigen Gott, das sie unter allem drängenden Widerspruch ihres Daseins, so wie sie sich darin vorfinden, als ihr wahres Leben, weil als ihre Bestimmung erleben; ihre Bestimmung, die sie nicht erreichen können, wenn nicht Gott sich ihnen wirklich erweist, die sie aber nur erreichen können, wenn sie wollen, wenn sie einen von diesem Nahekommen Gottes befreiten ganzen Willen darauf richten. Und der Sonnenaufgang ihres wahren Lebens ist eben die Erfahrung, daß „Er“ es ist, in dem sie der Wirklichkeit Gottes gewiß werden. Tausendfach bricht sich dies leuchtende und wärmende Licht nach den tausend Verschiedenheiten derer, die es anzieht. Noch von ferne, soweit unser schwacher Blick reicht, trifft es die einen, dämmerig und kühl wie ein Morgenstrahl, aber doch mit eigener Herrlichkeit des Morgenglanzes. Andere voll mit Mittagshelle und Mittagsglut. Wieder andern vergoldet es den Abend und wärmt erkaltende Herzen mit der Verheißung eines neuen besseren Morgens. Und abermals ist es für viele Sonne ihres ganzen Erdentags, möchte es für alle werden. Aber für jeden in anderer Weise, wie er ein anderer ist als die andern; doch für alle die einzige unentbehrliche Sonne, weil alle ihr Licht und ihre Wärme bedürfen und erfahren können. Ebenso wie für alle ein-

zelnen in jeder Zeit, so für die einzelnen Zeiten und Völker in ihrer wechselnden Eigenart und ihrem gemeinsamen tiefsten Verlangen. Und für alle, Einzelne und Völker, so, daß diese Sonne der Geister in ihrem Lauf nicht eingeengt ist auf die Ordnung der Dinge, die wir unsere Weltordnung nennen, sie ist ferne von dem Wahn, als ob diese die einzige wäre und die letzte. Darum verheißt sie, obwohl, ja weil ihrer siegreichen Kraft voll bewußt, keinem Jahrhundert irdischer Zukunft ein goldenes Zeitalter, sondern kündet — in irdischer Sprache — einen „neuen Himmel und eine neue Erde".

Ob nun dieser „Wir" viele oder wenige sind, und wer dazu gehört? Müßige Fragen! Es gibt hier nur eine Frage, die rein persönliche, die jeder nur an sich selbst richten kann. Und für jeden, der sie mit Ja glaubt beantworten zu dürfen, oder doch gerne mit Ja beantworten möchte, darin eines aufrichtigen Willens wichtigstes Ziel sehend, gibt es nur eine große Aufgabe, wo und wie er immer vermag, die Einladung in den Kreis der „Wir", den „Er" um sich sammelt, andern ein klein wenig zu vermitteln. Allen aber, die sich ernsthaft mit dieser Frage befassen, gilt in irgendeiner Weise Pascals Wort: „Du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht irgend schon gefunden hättest."

Ende

BT 772 .H2	743983 Haering Von Ewigen Dingen

Haering
Von Ewigen Dingen